

Abfall. Das alternative ABC der neuen Medien

Roberto Simanowski

**Abfall. Das alternative  
ABC der neuen Medien**

## **Inhalt**

A wie Abfall – ein Vorwort	7
Die Schuldfrage: Trump und Zuckerberg	23
Faust auf Facebook	37
Gläserner Mensch	45
Schicksalsjahr 1984	55
Leben als Archiv	68
Digitale Madeleine	76
Die Moral des Haiku	83
No-Foto-Tag	89
Dialektik der Partizipation	97
Tod der Experten	109
Shitstorm	122
Nerd-Attack	141
Kommunikationsutopien	158
Wie Facebook die Welt rettet	166
Anmerkungen	177

## **A wie Abfall – ein Vorwort**

A wie Abfall, so könnte ein ABC der neuen Medien anfangen, ginge es um die Abarbeitung seiner Aspekte in alphabetischer Reihenfolge. Denn »Abfall« ist in verschiedener Weise ein ständiger Begleiter dessen, was man in den 1990er Jahren als »neue Medien« zu bezeichnen begann: Medien, die Daten in digitaler Form produzieren, speichern, präsentieren und übertragen – das also, was Ende der 1990er Jahre als »Internet« in aller Munde war. Die erste Lesart des Titels, den es hier zu klären gilt, ist der Abfall des Internet vom ARPANET beziehungsweise des ARPANET vom MILNET. Denn wie so oft in der Geschichte der Medien sind auch die neuen nichts weiter als ein Abfallprodukt militärischer Entwicklung.

Es begann am 4. Oktober 1957, als die Sowjetunion einen Sputnik in den Weltraum schoss und damit dem potenziellen Kriegsgegner USA ihren Technologievorsprung deutlich machte. Das Pentagon gründete daraufhin am 7. Januar

1958 die Defense Advanced Research Projects Agency, kurz DARPA: eine Agentur zur Beförderung der Kriegsforschung. Um die Kapazitäten der beteiligten Institute zu erhöhen, verband die DARPA 1969 die Großrechner von vier Universitäten (Stanford Research Institute, University of Utah, University of California Los Angeles, University of California Santa Barbara) zum Advanced Research Projects Agency Network, kurz: ARPANET. Weitere Universitäten, die für das Verteidigungsministerium forschten, folgten, so dass 1983 etwa 500 Computer über das ARPANET miteinander verbunden waren.

Die zivile Nutzung der Kriegstechnologie setzte inoffiziell dann ein, als man in den Mailinglisten, die mit dem ARPANET als zentrales Kommunikationsmittel entstanden waren, weniger über militärische Forschung als über Science Fiction-Filme sprach. Das Pentagon trennte deswegen 1983 das geheime MILNET (Military Network) vom ARPANET und überließ dieses dem öffentlichen Gebrauch, der sich zunächst darauf beschränkte, alle Universitätsangehörigen mit einem Emailzugang auszustatten. Als die National Science Foundation (das US-Äquivalent zur Deutschen Forschungsgemeinschaft) 1990 das, was nun »Internet« genannt wurde, auch außerhalb der Universitäten

zugänglich machte, begann mit Online-Diensten wie AOL, Yahoo, Amazon und Ebay dessen Kommerzialisierung. Zu den technischen Stichworten dieser Entwicklung gehören Telnet, Usenet, FTP (File Transfer Protocol), TCP (Transmission Control Protocol) und WWW (World Wide Web), das mit der Hypertext-Technologie 1991 die Dokumente des Internet nutzerfreundlich verlinkte, sowie Mosaik, der Webbrowser, der 1993 erlaubte, auch Grafiken und interaktive Elemente in die Webseiten einzubinden.

Der Rest ist Geschichte. Das »Abfallprodukt« Internet beeinflusst seitdem alle individuellen und gesellschaftlichen Bereiche des Lebens. Kommunikation, Wissenserwerb, Identitätsbildung, Freundschaft, Einkaufen, Fernsehen, Musikhören, Urlaubsplanung, Urlaubmachen, Urlaubsfotopräsentation ... nichts ist mehr, wie es vorher war. Am 24. Januar 2013 etablierten sich die Folgen des Sputnik-Schocks von 1957 als neues Rechtsgut: Nach Auffassung des Bundesgerichtshofs hatte sich das Internet »zu einem die Lebensgestaltung eines Großteils der Bevölkerung entscheidend mitprägenden Medium entwickelt, dessen Ausfall sich signifikant im Alltag bemerkbar macht« und deswegen schadensersatzpflichtig ist.<sup>1</sup>

Soweit konnte es freilich nur kommen, weil frühzeitig eine effektive Abfallbeseitigung orga-

nisiert wurde. Unter dem martialischen Namen *SpamAssassin* ›erledigte‹ ein Filterprogramm die unerwünschten Nachrichten, die sehr schnell nach der Popularisierung von Email und Internet zum Hauptfaktor des kommunikativen Rauschens wurden. Es bedurfte verlässlicher Algorithmen, um die Kommunikation im neuen Medium einigermaßen sinnvoll zu halten. Der SpamAssassin und sein Vorläufer *filter.plx* kümmerten sich darum seit 1997. Das war allerdings erst der Anfang des Beseitigens. Die Zukunft des SpamAssassin ist die ›Erledigung‹ auch des Menschen, denn die Müllabfuhr im Feld der Kommunikation ist zugleich das erste Übungsfeld der künstlichen Intelligenz.

Am Spam lernt die Software Mustererkennung, bis sie schließlich selbst in der Lage ist, die guten Emails in den Posteingang und die schlechten in den Abfalleimer zu leiten. Alle aktuelle und künftige algorithmische Analyse und Regulation, alle Phantasien über intelligente Kühlschränke, selbstfahrende Autos, lernfähige Roboter, die uns heute begeistern oder beunruhigen, haben hier ihren Anfang. Der jüngere, gefährlichere Bruder des Spam-Assassin heißt *Death-Algorithm*, der in selbstfahrenden Autos im Notfall entscheiden wird, ob das Fahrzeug in eine Gruppe von Fußgän-

gern, auf eine Mutter mit Kind oder gegen eine Häuserwand fährt. Damit wird die Moralphilosophie zum zentralen Faktor der Autoproduktion, denn unsere Fahrzeuge werden ihr Verhalten künftig daran ausrichten, was ihnen als ethische Richtlinie einprogrammiert wurde.

Das Phänomen der selbstlernenden Software führt zum nächsten Abfall-Aspekt der neuen Medien. »Garbage in, garbage out!« So wird in der Informationswissenschaft das Problem beschrieben, dass die Qualität des Inputs die Qualität des Outputs bestimmt. Ein Beispiel dafür war im Frühjahr 2016 Microsofts AI Chatbot TayandYou, das (beziehungsweise die, denn das Bot trat als Thai-Frau auf) auf Twitter versuchte, von Menschen zu lernen. Das führte schon nach wenigen Stunden der Interaktion dazu, dass TayandYou rassistische und sexistische Tweets verschickte und vom Netz genommen werden musste. Schlechte Gesellschaft verdirbt auch bei künstlicher Intelligenz den Charakter. Was aber geschieht, wenn man die Kinderstube der Bots ändert? Wenn man ihnen politische Korrektheit und menschliche Empathie beibringt, bevor sie auf Fremde losgelassen werden? Können sie dann unsere Freunde sein?

Ein Beispiel dafür wäre der von Google angebotene persönliche Assistent Google Now,

der fast zeitgleich zum Fehlverhalten von Microsofts Chatbot einem Nutzer, der seine auf Google Photos gespeicherten Bilder aus Nizza sehen wollte, zunächst Beileid für den Tod seines Vaters vor sechs Jahren bei einem Unfall in Nizza aussprach. Google Now weiß so etwas von unseren Emails auf Google Mail, und es reagiert in dieser Weise, weil es genau so programmiert wurde.<sup>2</sup> Spannend ist die geschichtsphilosophische Hochrechnung dieser Anekdote: Was passiert, wenn künstliche Intelligenz (als Chatbot, Google Now, Siri, Jibo oder eben Fahrzeugführer) unter der moralischen Kontrolle seiner Programmierer zum High-Quality-Input der gesellschaftlichen Kommunikation wird? Kann künstliche Intelligenz, statt den Menschen zu verderben, diesen letztlich auch verbessern?

Es gibt weitere Gründe, ein ABC über neue Medien mit dem Stichwort »Abfall« zu beginnen. Einer führt direkt zu dem, was Ende der 1990er Jahre »digitale Literatur« und allgemeiner »Netzkultur« genannt wurde. *Abfall für alle: Roman eines Jahres*, so heißt das 1999 erschienene Buch des späteren Büchner-Preisträgers Rainald Goetz. Der Titel war ein koketter Kommentar auf das, was ein Tagebuch ist, jedenfalls wenn jemand wie Goetz es schreibt: Textliche Abfälle täglicher Erlebnisse, Gefühle

und Gedanken. Der literaturwissenschaftliche Reiz dieser Abfälle lag darin, dass sie nicht nachträglich bearbeitet wurden, wie es sonst bei zu Lebzeiten veröffentlichten Tagebüchern der Fall ist. Denn Goetz' Text erschien zuerst im Internet, und zwar immer an dem Tag, um den es ging.

*Abfall für alle* war eines der literarischen Internetprojekte, die im ausgehenden 20. Jahrhundert lanciert wurden, um das Schreiben unter den Bedingungen der neuen Medien zu erkunden: »Ein Pioniertext ganz ohne die Verständnishürden der Avantgarde«, so empfahl sich der Klappentext. Und in der Tat, es war einfach Text; ohne Hyperlinks und ohne Multimedia. Die einzige Änderung, die das neue Medium Internet der alten Gattung Tagebuch brachte, war die Verkürzung der Publikationslinie mit dem Versprechen größerer Authentizität; und das war gerade für dieses Genre nicht wenig: Ging der Text sofort online, war keine Glättung des Eintrags lang nach Mitternacht, als man betrunken und verärgert von einer Party heimkam und mit einem letzten Bier am Computer saß, mehr möglich. Und da jede spätere Änderung des Textes sich nachweisen ließ, entkam das Tagebuch dem Internet auch nicht als gedrucktes Buch.

Goetz' Echtzeittagebuch war der harmlose

Auftakt für Live-Tagebücher, die neben allem Möglichen vor allem auch vom Sterben sprachen. Weblogs, die nach der Krebsdiagnose des Autors oder seiner Partnerin begonnen wurden und mit dem Tod, der manchmal ein Selbstmord war, endeten. Versuche, dem Leiden ein Gesicht zu geben. Versuche, im Schreiben eine letzte Form der Souveränität zu spüren, wo sich andere nur wie ›Abfall‹ fühlen, weil das Leben sie aus dem Glück stößt. Online-Beggnungen mit Fremden, ebenfalls Betroffene oder einfach Ergriffene. Ausweitungen des Kommunikationsraumes, den solche Schicksalsschläge bisher immer drastisch reduziert hatten. Dies sind die *anderen* sozialen Netzwerke, die das Internet ermöglicht, jenseits des Selbstmarketings und wechselseitiger »Like«-Gaben, jenseits der schamlos glücklichen Selfies und des unerträglich banalen Smalltalks: Ein Aufgefangensein nach dem Fall.

Auch dies erschöpft den Bedeutungsrahmen von »Abfall« im Kontext der neuen Medien noch keineswegs. Fast zeitgleich zu Goetz' Internet-Tagebuch begann der Holländer Alex van Es im August 2000 auf seiner Website [icepick.com](http://icepick.com) seinen Müll aufzulisten, indem er alles, was er wegschmiss, vorher einem Barcode-Scanner zeigte. Dieser auskunftsfreudige Abfalleimer ist der Prototyp des »intelligenten

Mülleimers«, den inzwischen Forscher der Universität Newcastle bauen: Ein Mülleimer, der seinen Inhalt an die Müllabfuhr meldet, die dadurch ihre Arbeit besser koordinieren kann.<sup>3</sup> Dass auch das Rathaus an solchen Daten interessiert ist, um die Bevölkerung effektiver zur korrekten Mülltrennung zu erziehen, wird niemanden überraschen. Aus einer Nerd-Idee – die bei van Es auch die Toilettenspülung und andere Details des Alltagsverhaltens einschloss – ist fünfzehn Jahre später eine Überwachungstechnologie geworden, deren Besitz vielleicht schon in zehn Jahren Bürgerpflicht sein wird.

Es ist dieser Wandel, es ist diese Wende von einem quasi avantgardistischen Projekt der rückhaltlosen Selbstdarstellung (ein anderes Beispiel ist die US-Amerikanerin Jennifer Ringley, die 1996 als 19-jährige Studentin auf [jennicam.com](http://jennicam.com) begann, Bilder nonstop und unzensuriert aus allen Räumen ihres Apartments ins Netz zu laden, sowie das deutsche »Camgirl« Tina, die auf [tinacam.de](http://tinacam.de) seit 1998 das Gleiche mit mehr Tabus betrieb) zu einer globalen Kultur des Selbstmarketings auf kommerziellen Plattformen wie Facebook, der viele Pioniere und Advokaten vom einstigen Glauben an die Internet-Kultur abfallen ließ. Nach dem »critical turn« der New Media Studies An-



fang des neuen Jahrhunderts heißt die Losung nicht mehr »Information wants to be free«, sondern: »Information needs protection«. Das anfängliche Lob der (individuellen) Freiheiten und (demokratischen) Möglichkeiten des Internet ist der Kritik seiner Negativposten gewichen: Überwachung, Narzissmus, kollektive Einsamkeit, Self-Tracking, Filter Bubble, algorithmische Regulation – ganz zu schweigen von so gefährlichen Nebenwirkungen wie hyper-attention, power browsing, der Sucht nach instant gratification und der »fear of missing out« (FOMO). Dieser Abfall von den Utopien des Beginns ist wohl die schmerzlichste Lesart des Titels, den dieses Buch über die neuen Medien trägt.

Schließlich ist von einem Abfall zu sprechen, der dieses Buch in ganz eigener, methodischer und sprachlicher Weise betrifft: Der Abfall von einem Wissenschaftsstil, der in vielerlei Hinsicht seine Berechtigung haben mag, hier aber nicht zur Anwendung kommen soll.

Der Begriff gilt als ein Produkt der Vernunft, wenn nicht sogar ihr Triumph, und ist es wohl auch. Das läßt aber nicht die Umkehrung zu, Vernunft sei nur dort, wo es gelungen oder wenigstens angestrebt sei, die Wirklichkeit, das Leben

oder das Sein – wie immer man die Totalität nennen will – auf den Begriff zu bringen.

Mit diesen Worten beginnt Hans Blumenbergs *Theorie der Unbegrifflichkeit*, die dem Fokus des zeitgenössischen Denkens auf Vernunft, Wahrheit und Begründung die Verteidigung des Unbegrifflichen, Metaphorischen, Erzählerischen entgegensetzt.<sup>4</sup> Es ist keine Verdammung der Rationalität, die Blumenberg im Sinn hat, wohl aber eine Korrektur. Denn auch wenn die Intention der Vernunft natürlich etwas mit der Leistung des Begriffs zu tun hat: »Es gibt keine Identität zwischen Vernunft und Begriff.« Anders gesagt: Damit der Begriff nicht die Ansprüche der Vernunft behindert, muss er genügend »Spielraum für all das Konkrete, was seiner Klassifikation unterliegen soll«, besitzen.<sup>5</sup>

Blumenbergs Plädoyer für das unbegriffliche Offenhalten des Denkprozesses hat ihren Vorläufer in seiner *Metaphorologie*, die Metaphorik keineswegs als »Vorfeld der Begriffsklärung, als Behelf in der noch nicht konsolidierten Situation von Fachsprachen« sieht, sondern als »authentische Leistungsart der Erfassung von Zusammenhängen«.<sup>6</sup> In beiden Schriften – und mit dem narrativen Stil seines gesamten

Werkes – positioniert sich Blumenberg als Vertreter einer Lebenswelthermeneutik gegen theoretische Schulen, die den Prozess der theoretischen Neugierde in methodische und terminologische Zwänge verstricken und dabei nicht selten austrocknen. Der »Mut zur Vermutung«, den der Geist mittels Metaphern zeigt, und der Aufruf zum Offenhalten des Denkprozesses durch eine entsprechende Unbegrifflichkeit hat seine Vorbilder in der Praxis eines Siegfried Kracauer und Walter Benjamin, die in ihren »Miniaturen« – so bezeichnet Andreas Huyssen diese Stilform – ebenfalls bilderreich und gedankenmutig die kulturellen Umbrüche ihrer Zeit einzufangen versuchten.<sup>7</sup>

Die theoretische Absicherung eines solchen Verfahrens liefert Theodor W. Adorno, der – trotz seiner gelegentlichen Kritik an vagen Metaphern und Analogien – die »vorkritische Verpflichtung zu definieren« als Verlangen verwirft, »durch festsetzende Manipulationen der Begriffsbedeutungen das Irritierende und Gefährliche der Sachen wegzuschaffen«.<sup>8</sup> Dem Bewusstsein der Nichtidentität, das Adorno in seiner *Negativen Dialektik* zu schärfen sucht, entspricht die Form des Essays, der – »radikal im Nichtradikalismus, in der Enthaltung von aller Reduktion auf ein Prinzip« – in Freiheit »zusammen[denkt], was sich zusammenfindet

in dem frei gewählten Gegenstand«.<sup>9</sup> Im Essay macht sich der Denkende »zum Schauplatz geistiger Erfahrung, ohne sie aufzudröseln«; der Essay ist »methodisch unmethodisch«; er ist keine »Abschlagszahlung auf kommende Synthesen«, im Gegenteil, er »zehrt die Theorien auf, die ihm nah sind«, will nichts auf den Punkt bringen, schon gar nicht auf einen soliden Standpunkt, sondern tendiert »zur Liquidation der Meinung, auch der, mit der er selbst anhebt.«<sup>10</sup>

Ein solcher Essay, das war Adorno klar, reizt – zumal in Deutschland – »zur Abwehr, weil er an die Freiheit des Geistes mahnt«, die sich den Instanzen der »hieb- und stichfesten, lückenlos durchorganisierten Wissenschaft« – Foucault wird dies später Diskurspolizei nennen – nicht unterordnet.<sup>11</sup> »Der Essay ist die Form der kritischen Kategorie unseres Geistes«, so Adorno schließlich mit einem Zitat von Max Bense, denn kritisieren heißt, den Gegenstand erneut und anders sichtbar zu machen.<sup>12</sup>

Blumenberg, Adorno und Bense sind Beleg dafür, dass der Fokus deutscher Wissenskultur auf begriffliche Schärfe und theoretische Stringenz nicht nur durch französische und US-amerikanische Autoren relativiert, sondern gelegentlich selbst in den »eigenen Reihen« in Frage gestellt wird. Die Öffnung des Denkens,

die diese drei deutschen Philosophen und Wissenschaftstheoretiker vor 40 oder 50 Jahren betrieben (weitere Beispiele wären Walter Benjamin oder Paul Feyerabend), bewirbt *avant la lettre* das theoretische Erbe der Postmoderne, für die begriffliche Abschlüsse und theoretische Monokulturen nicht nur ein erkenntnistheoretisches, sondern auch ein moralisches Problem waren und gelebte Perspektivvielfalt die Praxis zur Theorie. Diesem Erbe fühlt sich das vorliegende Buch – und dieser Abfall vom Üblichen ist damit vielleicht die wichtigste Bedeutungsvariante seines Titels – verpflichtet.

Ein ABC richtet sich an Anfänger mit dem Ziel, Lesefähigkeit zu vermitteln. Ein ABC der Medien vermittelt entsprechend die Fähigkeit, Medien zu lesen. Anders gesagt: Ein ABC der Medien vermittelt »media literacy« beziehungsweise *Medienbildung*. Die übliche Adressierung eines ABC bringt notwendigerweise das methodische Verfahren mit sich, einen komplexen Sachverhalt so einfach wie möglich darzustellen. Diesem Anliegen verschreibt sich ausdrücklich *Das ABC der Medien* (2007) von Norbert Bolz, das konsequenterweise auf Wissenschaftsjargon verzichtet und den akademischen Apparat dezent am Ende des Buches

platziert. Beide Entscheidungen werden für das vorliegende ABC aufgegriffen.

Anders verhält es sich mit Bolz' Versprechen der Vereinfachung komplexer Sachverhalte. Das vorliegende Buch ist alternativ zu Bolz' *ABC* eher der Komplexität scheinbar einfacher Sachverhalte verpflichtet. Es zielt darauf, den inzwischen mehr oder weniger etablierten Phänomenen unserer digitalen Lebenswelt ihre paradoxe Logik abzuhören, ihre geheimen Bezüge und verdeckten Konsequenzen aufzudecken. Die Texte, die dieses Buch versammelt, widerstehen dem »Bann des Anfangs«,<sup>13</sup> indem sie ihren Gegenstand mehrfach wenden, ihn umlaufen wie eine Skulptur, ihn aus verschiedenen Richtungen betrachten, und, wie der Witz, Verbindungen schaffen, wo keine vermutet werden. Sie sind Streiflichter und Scheinwerfer, die vieles vorübergehend beleuchten und auch das, was sich noch kaum richtig fassen lässt, in die Hand nehmen.

Das Ergebnis sind Essays, die über das Nahliegende hinausgehen und, vermessen oder leichtsinnig, den Versuch unternehmen, den Bezugsreichtum des angegangenen Themas auszuloten. Essays, die darauf aus sind, die Lesbarkeit der stattfindenden digitalen Revolution zu fördern – und sich dabei an Adornos Gewährsmann Bense halten:<sup>14</sup>

Essayistisch schreibt, wer experimentierend verfaßt, wer also seinen Gegenstand hin und her wälzt, befragt, betastet, prüft, durchreflektiert, wer von verschiedenen Seiten auf ihn losgeht und in seinem Geistesblick sammelt, was er sieht, und verwertet, was der Gegenstand unter den im Schreiben geschaffenen Bedingungen sehen läßt.

## **Die Schuldfrage: Trump und Zuckerberg**

Hat Facebook wirklich Trump ermöglicht? Wer gehört zu seiner geheimen »Facebook-Armee«? Wieviel Schuld trifft Zuckerberg? Und was ist mit Twitter? Die Medien überschlugen sich mit Schuldzuweisungen und machten aus jedem Rest eine Geschichte. Facebook wurde angeklagt, Lügen zugunsten Trumps zu verbreiten, seinen Anhängern einen Versammlungsort zu bieten und ihm die Möglichkeit, sie zu erreichen. Man versuchte fieberhaft, die sozialen Medien für Trumps Wahlsieg verantwortlich zu machen, nachdem man den 45. Präsidenten der USA selbst bedenkenlos hofiert hatte, als dieser noch ein belächelter, aber skandalträchtiger und also quotenwirksamer Kandidat unter vielen war.

Dann ging es um die Filterblase, die auf Facebook alle Nutzer in einen Kreis Gleichgesinnter einlullt, der schließlich so viele Hasskommentare und Gewaltandrohungen gebiert,

dass die Münchner Staatsanwaltschaft sogar ein Ermittlungsverfahren gegen Zuckerberg eröffnete wegen des Verdachts auf Beihilfe zur Volksverhetzung. Damit unterstellte man Facebook genau den Einfluss auf die Gesellschaft, den das soziale Netzwerk zweifellos hat, bezichtigte aber den Richtigen für das Falsche.

Man kann Zuckerberg kaum Falschmeldungen oder die Versammlung der Falschen zum Vorwurf machen und möchte ihn, angesichts all der voreiligen Vorwürfe bis hin zur Trump-Werbung durch Mazedonische Jugendliche, fast in Schutz nehmen. Und doch: Der Verdacht besteht, dass Facebook dadurch, dass es ist, wie es ist, in mehrfacher Hinsicht Demagogen wie Trump den Weg ebnet. Sollte der öffentliche Diskurs ein Ermittlungsverfahren gegen Zuckerberg eröffnen – und zumindest als Gedankenexperiment sollte er dies zum besseren Verständnis unserer Mediengesellschaft unbedingt tun –, müsste die Anklage nicht auf Volksverhetzung lauten, sondern auf Volksverdummung. Hauptbelastungszeuge wäre weiterhin die Filterblase, aber anders, als man denkt.<sup>15</sup>

## Facebook als Filterblase

Natürlich ist die Filterblase keine Erfindung Facebooks. Der menschliche Wunsch nach kognitiver Konsistenz gehört seit den 1950er Jahren zu den Grunderkenntnissen der Psychologie. Dass die Kontrollmacht, die das Internet den Menschen über ihre Kommunikationsvorgänge gibt, diesen nicht gut tut, wurde schon vor Facebook notiert. Facebooks viel gescholtene Algorithmen sind im Grunde nur die technische Vervollkommnung eines menschlichen Impulses – jedenfalls so lange man die Filterblase auf Inhalt reduziert.<sup>16</sup>

Das Problem der Filterblase ist größer als gemeinhin diskutiert, denn die Blase ist größer, als man vermutet. Sie enthält all die kleinen Blasen, von denen in den Medien so eifrig die Rede war: die Blase der Rechten und der Linken, der Brexisten und Anarchisten, der Neoliberalisten und Marxisten, der Slavoj Žižekisten und wahrscheinlich sogar eine der Postmodernisten. Die Filterblase ist so groß wie Facebook selbst, denn sie lebt nicht *in*, sondern *als* Facebook: Facebook ist die Blase. Anders gesagt: Die Blase ist ein Rahmen an technischen und sozialen Bedingungen, die wesentlich die Kommunikation bestimmen, die in ihrem Einflussgebiet erfolgt. Die Eck-

punkte dieses Rahmens lauten: Quantität, Dualismus und Tempo.

### Filterblaseneckpunkt Quantität

Quantität ist die Währung des Populären, das im Reiche Facebook herrscht. Man bemisst den Wert der Menschen und Beiträge, auf die man hier trifft, nach ihrer Anzahl an Freunden, Shares und Likes. Die Frage ist nicht, welche Freunde man hat und wofür es Likes gab, sondern wie viele. Die Möglichkeit sprachlicher Kommentare hilft da wenig, denn 1. erschöpfen sich diese zumeist auf wenige Worte, 2. verblasst ihre Menge jeweils vor der Fülle an Klickbewertungen und 3. weiß jeder, der auf Facebook mal einen nuancierten Text angeboten hat, wie wenig das dort geliket wird. Die numerische Bewertung ist der Standard auf Facebook mit politisch bedenklichen Folgen.

Reduktion von Komplexität und die Automatisierung des Urteils sind nur sprachlich vermeidbar, denn nur wer der eigenen Meinung mit Worten Ausdruck gibt, fragt sich, welche am besten geeignet sind. Das ist zwar keine Garantie, wie das übliche Abgleiten der Kommentare ins Abwegige oder Beleidigende zeigt, bleibt aber die Voraussetzung für eine

kritische Meinungsbildung jenseits spontaner Parteinahme. »When they go low, we go high«, sagte Michelle Obama während des Wahlkampfes mit Blick auf Trump. Ein machtvoller Satz trotz oder gerade weil er einer Parole gleicht, die zugleich verspricht, über das Niveau der Schlagworte hinauszugehen. Der Vorsatz ist freilich aussichtslos, wenn Qualität mit Zahlen ermittelt wird statt mit Worten: Wo die höchste Zahl zählt, ist das »Niedrige« immer ganz oben.

Der numerische Populismus ist dem postfaktischen Emotionalismus verwandt: begründungslose Likes sind die technische Variation der gebetsmühlenhaften Wiederholung haltloser Slogans. So wie im realen Leben eine Lüge, die oft genug erzählt wird, für viele Wahrheit ist, so gewinnt eine Meldung auf Facebook dadurch an Gewicht, dass sie Gewicht hat: Man klickt immer auf die Angebote mit der höchsten Zahl und befestigt so ihre Spitzenposition. Die Zahl ist ein Appell ans Gefühl, denn so viele können nicht irren, schon gar nicht, wenn meine besten Freunde darunter sind.

## Filterblaseneckpunkt Dualismus

Das Grundprinzip der Filterblase ist antagonistisch: Entweder etwas oder jemand gehört dazu oder nicht. Die Opposition heißt drinnen/draußen oder wir/sie und dies bei allen möglichen Positionen des politischen Spektrums. Dieser Antagonismus gemahnt zwar an den binären Code, der dem Internet und jedem Computer zugrunde liegt. Aber kann man den 0/1-Binarismus am Backend des Interface für den Polarisierungstrend am Frontend verantwortlich machen? Sicher insofern als die Betriebslogik des Computers auf Datenbanken zielt und Stellungnahmen auf das Entweder-Oder eines Like- oder Dislike-Buttons reduziert.

Diese Komplexitätsbeseitigung ist in ihren Konsequenzen hoch politisch, wird aber eingeübt in jeder noch so unpolitischen Interaktion, wenn man mal eben schnell einige Likes und Dislikes vergibt: für Bücher, Filme, Fotos, Kochrezepte, Schminktipps, Tinder-Dates oder einen Zeitungsartikel. Der Like-Button kennt nur sich und sein Gegenteil. Er ist das Symbol einer Klick-Kultur, die wort- und begründungslos immer auf eine von zwei Möglichkeiten zielt: ja oder nein, Daumen hoch oder runter, Freund oder Feind, wahr oder falsch, ein

oder aus. So verlernt man allmählich, bis drei zu zählen.

Das theoretische Fundament des Elektrogenhirns heißt zwar wahr/nicht wahr, aber deswegen ist es nicht zwangsläufig so dumm wie viele seiner Nutzer. Was dem Ja/nein-Schema an Komplexität fehlt, macht der Computer durch Geschwindigkeit wett, indem er komplizierte logische Operationen in viele Einzelschritte zerlegt, die alle letztlich auf einer dualen Formel ruhen. Menschen sind langsamer als Computer und haben, weil im Internet jetzt alles so schnell geht, immer weniger Zeit für das Komplizierte. Das hält sie am Ende mehr im dualistischen Modus verstrickt als den binären Computer.

## Filterblaseneckpunkt Tempo

Das zentrale Kennzeichen der Klick-Kultur ist die Augenblicklichkeit. Nichts in Facebooks Newsfeed ist so alt wie ein Post vom Vormittag. Auf alles muss immer gleich reagiert werden, weswegen die Beiträge guter Freunde oft ein Like erhalten, noch ehe man die Zeit fand, sie anzusehen. Und da am Abend schon wieder neue Beiträge vorliegen, lässt sich auch dann das Liegengelassene kaum abarbeiten. Man be-

stätigt ohne Prüfung, wenn man den Absender kennt, und entwickelt so eine Kultur der Parteilichkeit und des blinden Vertrauens, die nicht einfach weggeht, wenn die Posts politisch werden.

Tempo ist zugleich ein Feind der Tiefe. Wenn die Zeit knapp ist, darf das, was Likes haben will, nicht viel davon beanspruchen. Und weil alle es mögen, gemocht zu werden, filtert man das Komplexe und Ernsthafte aus seinen Posts. So führt der Hunger nach Bestätigung, den Facebook uns beigebracht hat, zu Unmengen an geistigem Fastfood. Verdummung aus Einsamkeit, das ist die dialektische Kehrseite der Konnektivität, die Zuckerberg der Welt bringt.

### Schuldfrage

Zuckerberg verteidigte sich gegen die Vorwürfe nach Trumps Wahlsieg damit, dass Facebook zig Millionen Menschen die Mittel zur politischen Meinungsbildung im Vorfeld der Wahl in die Hand gegeben habe. Das Eigenlob zeigt, wie wenig Schuldbewusstsein der Angeklagte entwickelt hat. Er kann sich dabei auf jene berufen, die noch immer am Gründungsmythos vom Internet als Mittel der

Emanzipation und Demokratisierung festhalten und bei Facebook an den Arabischen Frühling, die neuen Kommunikationsmöglichkeiten der Minderheiten und diverse Formen des Aktivismus per Klick denken.<sup>17</sup>

Es stimmt zwar, dass Facebook einen neuen Versammlungsort bietet, an dem man unzensuriert von der üblichen »Diskurspolizei« kommunizieren kann. Es stimmt auch, dass Facebook allen Menschen eine Stimme gibt und, wie Zuckerberg gern betont, nicht nur den »big guys«. Allerdings ist dies, wenn man genauer hinschaut, weniger die Lösung des Problems als dessen Verschärfung. Denn die Mittel, die Facebook seinen Nutzern zur Meinungsäußerung und Meinungsbildung an die Hand gibt, demontieren die psychologische Grundlage einer solchen.

Was in Facebooks Kommunikationsblase auf der Strecke bleibt, ist nicht nur die politische Meinung der anderen Seite, sondern auch die Anstrengung, die man braucht, wenn etwas so kompliziert wird, wie Politik sein kann. Auf der Strecke bleibt das komplexe Argument zugunsten der simplen Parole, der Text zugunsten des Bildes, mühsame Versuche des Welt- und Selbstverstehens zugunsten amüsanter Banalitäten, die Vertiefung zugunsten des Klicks. Facebooks Verbrechen liegt



nicht darin, Falschmeldungen und Hassreden zuzulassen, sondern darin, Kommunikationsbedingungen zu schaffen, die für eben solche Beiträge anfällig machen.

Zuckerberg betont gern, dass Facebook ein Technologiekonzern sei und kein Medienunternehmen, womit es so wenig für die ausgetauschten Inhalte verantwortlich wäre wie Apple, wenn mit dem iPhone ein Mord verabredet wird. Kritiker entgegen zu Recht, dass Facebook inzwischen für viele die einzige Zeitung sei, die sie lesen, was eine entsprechende Verantwortung für die dort präsentierten Inhalte verlange. Zu dieser Verantwortung gehört dann auch, Informationen nicht, wie ein Technologiekonzern es tun würde, gleichberechtigt zu behandeln, sondern die News aus dem Parlament von den News der besten Freundin zu trennen und jene diesen vorzuziehen. Aber man muss weiter gehen und tiefer ansetzen. Facebook ist nicht nur ein Informationsanbieter, es ist eine Sozialisationsinstanz, die einen Umgang mit Information praktiziert, der in der Tat den Erfolg von Demagogen wie Trump erleichtert – sowie jener, die es ihm nachmachen werden.

Das Ermittlungsverfahren gegen Zuckerberg müsste mehr Belastungszeugen vorladen als die Filterblase und es müsste dieser mehr

zum Vorwurf machen als Quantität, Dualismus und Tempo. Desinformation beginnt bei der Auswahl von Information, die in der Facebook-Blase das Politische zugunsten des Privaten, Aufklärung und Bildung zugunsten des Banalen und Spektakulären verdrängt. Zuckerberg tut alles, um diesen Prozess voranzutreiben, wenn er die traditionellen Medien ökonomisch in die Enge treibt, indem er ihnen Abonnenten und Werbekunden entführt. Inzwischen hat er sie so weit, dass sie zähneknirschend bei Facebook Zuflucht suchen und im Modus der »Instant Articles« dort, wie ein Rufer in der Wüste oder am brausenden Meer, auf Zuhörer hoffen.

Auch das ist noch nicht alles. Es gibt mehr Anklagepunkte, was den Verdacht auf Beihilfe zur Volksverdummung betrifft. Facebook verspielt, Tag für Tag, Klick für Klick, das mentale Tafelsilber einer aufgeklärten Öffentlichkeit: Geduld, Skepsis, Konzentration, Interesse, ein gewisses Ansehen der Experten und die Bereitschaft, Arbeit auf sich zu nehmen, um diese zu verstehen. Von all dem wird im Folgenden die Rede sein.

Zu klären ist auch die Schuldfähigkeit, denn es ist fraglich, dass *ein* Mann und *ein* Unternehmen die Macht haben, die Kulturen der Welt zu ändern. Die Verteidigung wird mit

Zuckerbergs eigenen Worten argumentieren, Facebook greife nur Trends auf. Die Anklage wird zu Recht einwenden, dass Facebook aus niederen Beweggründen Trends verstärke oder schaffe und schon wegen seines Geschäftsmodells die Tiefenlektüre der Klickfülle opfere. Die Verteidigung wiederum wird den Vorwurf der Bereicherung mit dem Hinweis auf die Chan-Zuckerberg-Initiative parieren, woraufhin die Anklage ... etc. etc.

## Medienbildung

Nach wenigen Wochen war alles vorbei. Nicht die Angst vor Trump, aber die Beschuldigung Zuckerbergs. Das Thema hatte sich erschöpft, meinte die Presse, während Medienwissenschaftler hofften, es würde endlich an Tiefe gewinnen. Andere Fragen erregten nun die Gemüter: Trumps Sieg als krachende Niederlage der Politikberater und Volksbefragungsagenturen, die gar nicht so wenigen Stimmen für Trump von Latinos, Trumps Transitionsteam, Trumps Schwiegersohn. Facebook schaffte es nicht mehr durch den Neuigkeitswertfilter der Medien.

Gleichwohl: Die aufgeregte Frage nach dem gesellschaftlichen Einfluss Facebooks und die

ratlose Oberflächlichkeit der Kritik hatten den Diskussionsbedarf deutlich gemacht. Nun kam es darauf an, die Frage über das Tagesgeschäft der alten Erregungsmedien am Leben zu halten und in alle Ecken der Gesellschaft zu tragen. Die Kritik muss vertieft werden und breiter Fuß fassen. Sie muss an den Universitäten ausgebaut werden, sie muss die Politik erreichen, sie muss an die Schulen gehen, sie muss zu einer Medienbildung führen, die nicht nur fragt, wie wir die Medien effektiv nutzen können, sondern auch: Wie verändern die neuen Medien die Bedingungen unseres Daseins? Welche sozialen, kulturellen, politischen Folgen hat das? Wollen wir das? Können wir es aufhalten?

Zuckerberg erklärte in seiner ersten Stellungnahme zum Wahlergebnis unter der bemerkenswerten Überschrift »feeling hopeful«, dass sein Projekt größer sei als irgendeine Präsidentschaft und Fortschritt sich nicht in direkter Linie ereigne. Sein Projekt ist, wie er immer wieder betont, die Menschen einander näher zu bringen. Facebook soll nicht nur die Amerikaner miteinander versöhnen, es soll die ganze Welt vereinen. Die soeben angestellten Überlegungen lassen eher vermuten, dass die Bedingungen, unter denen auf Facebook kommuniziert wird, die Welt entzweien, weil sie

nicht darauf vorbereiten, mit gegensätzlichen politischen Ansichten konstruktiv umzugehen und mit den eigenen skeptisch. Warum ist Zuckerberg so hoffnungsvoll? Was hat er im Sinn? Könnte es sein, dass wir ihn bisher völlig missverstanden haben? Muss die Filterblase noch viel größer gedacht werden als hier getan? Will Zuckerberg das Problem politischer Aggression etwa lösen, indem er das Politische aus der Kommunikation drängt? Facebook als riesige Party der Banalitäten jenseits des politischen Sprengstoffs? Die Rettung der Welt durch eine Kultur des Banalen also; Verdummung als Heilmittel. Ein absurder Gedanke, den wir uns für das Ende des Buches aufheben.<sup>18</sup>

## **Faust auf Facebook**

Es waren spannende Zeiten, als Faust mit dem Teufel paktierte, um die Welt zu verändern. Gewiss, es ging auch um Frauen. Aber wer über den ersten Teil von Goethes *Faust* hinaus kam, weiß, dass die Gretchengeschichte nur das Vorspiel (eine Verzögerung, gewiss, aber zugleich eine innere Vorbereitung) für Fausts eigentliche Rolle des rast- und rücksichtslosen Weltengestalters war. Diese Ambition bezeugt schon Fausts Pakt mit dem Teufel, den er als Wette formuliert: »Werde ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch! Du bist so schön! Dann magst du mich in Fesseln schlagen, dann will ich gern zugrunde gehn!« Faust musste seine Seele dem Teufel nur dann für die geleisteten Dienste überlassen, sollte er das innere und äußere Fortschreiten anhalten – nicht aber, solange er strebend sich bemüht, zu begreifen, was die Welt im Innersten zusammenhält – und sie zu gestalten versucht.

Ist Faust noch am Leben? Hat ihn am Ende

der Teufel geholt? Am ehesten findet man Faust heute wohl im Silicon Valley, wo allerlei Technologien entwickelt werden, die, wie es hartnäckig heißt, die Welt ein Stück besser machen werden. Im Informationszeitalter bedeutet dies zumeist, den Informationsfluss und Verbindungsgrad zu verbessern. Deswegen lautet die Gretchenfrage der Gegenwart: Und wie hältst du es mit Facebook? Was die Frage einschließt: Wie hältst du's mit dem Augenblick?

Beziehen wir die Frage auf uns, sieht es zunächst so aus, als würden wir alle Fausts Wette hoffnungslos verlieren. Wer will noch die Welt verändern? Wer glaubt wie Faust (oder Adorno), dass die Geschichte des Menschen noch gar nicht richtig begonnen habe? Wer von uns hält nicht ständig den Augenblick fest, als gelte es, ihn nie zu verlieren? Unsere Geräte und Facebook-Seiten sind voll von fotografischen Zeugen schöner Momente, die im chinesischen Äquivalent WeChat auch tatsächlich »Momente« heißen. Aber: Mehr ist weniger! Mit der Anzahl an festgehaltenen Augenblicken steigt der Verdacht, dass da etwas nicht stimmt.

## Die Lu/ast des Augenblicks

Spätestens seit der Ausrufung der Erlebnisgesellschaft in den 1980er Jahren ist das postmoderne Subjekt auf der Jagd nach Ereignissen, statt auf dem Weg zu einem Ziel. Befreit von alten Strukturen, traditionellen Rollenbildern und aufgedrängten Lebensentwürfen entwickelt es eine Identität, die sich weder von der Vergangenheit bestimmen noch von der Zukunft verpflichten lässt. Es ist frei zu was es will, ohne etwas wollen zu müssen und ohne zu wissen, was es wollen sollte. So lebt es dahin, im Taumel unaufhörlicher Gegenwart, rastlos unterwegs von Augenblick zu Augenblick.

Dass der radikale Jetzt-Bezug auch bedrängt und beängstigt, verkünden manche Zeitdiagnosen schon im Buchtitel, wenn diese *Tyranny of the Moment* (2001) oder *Present Shock* (2014) lauten.<sup>19</sup> Aber was soll man nach dem Ende der Geschichte anderes erwarten? Welche Rolle bleibt der Gegenwart, wenn man nicht mehr glaubt, dass sie der Vergangenheit eine bessere Zukunft schuldig ist? Herausgelöst aus jedem geschichtsphilosophischen Zeitstrahl hängt sie in der Luft und bläht sich auf, bis man sie nur noch in Bewegung, von Ereignis zu Ereignis eilend, erträgt. Ohne den tieferen Bezug zum

Rest der Zeit aber ist jedes davon immer zugleich nicht genug und viel zuviel.

Das Problem ist nicht, dass der Augenblick im 21. Jahrhundert, anders als bei Faust oder den Romantikern, kein intensiver Moment der Selbsterfahrung mehr ist. Das Problem ist, dass er nicht einmal mehr als Moment des intensiven Selbstgenusses taugt. Erlebnisse sind auch Verpflichtung, sie zu erfahren. Sie fordern von uns eine Präsenz, die Faust für jeden Augenblick, den er nicht ums Verweilen bat, besaß. Wir aber denken, wir hätten das Unsrige getan, wenn wir vom Museumsshop ein Souvenir heimbringen und vom Rockkonzert ein Video. Inzwischen beschwerten sich sogar die Musiker, dass das Publikum sich hinter der Kamera versteckt und nicht mehr wirklich da ist: »Ich bin wirklich hier in real life. Du kannst das in real life erleben statt durch die Kamera.«<sup>20</sup>

Wir sind an einem Ort nur deswegen, weil wir gerade nicht an einem anderen sind, und fragen uns oft, ob wir nicht wechseln sollten. Wir sind nicht mehr *Faust II*, aber wir sind auch nicht *Faust I* – das waren die wilden 1960er, als es galt, das Beschränkte der bürgerlichen Existenz aufzubrechen, damals noch in der Annahme, dies der Welt schuldig zu sein. Für die Generation X galt schon die Losung, die der Kultfilm *Reality Bytes* (1994) ausgab:

»I am not under any orders to make the world a better place.« Seitdem hetzen wir atemlos von einer Dringlichkeit zur anderen und fühlen uns nie und nirgends so richtig wohl. Wir wissen das, sobald es aus Versehen einmal still um uns wird. Die Rettung, die uns nun nicht mehr loslässt, liegt in den neuen Medien und sozialen Netzwerken.

### **Kommunikatives Rauchen**

Das Smartphone ist die Zigarette des 21. Jahrhunderts, heißt es, und damit ist nicht die Zigarette als Genussmittel gemeint, sondern als Verlegenheitslösung. Als Halt und Selbstschutz vor einer unbequemen, bedrängenden Gegenwart. Der entscheidende Unterschied ist weniger das andere Medium und die anderen gesundheitlichen Folgen als der andere Sozialaspekt der Flucht. Während das Rauchen aus Verlegenheit im Hier und Jetzt isoliert, führt die Kommunikation mit dem sozialen Netzwerk im Dort und Jetzt zu einer Art Gruppenkuscheln des Sharings und Likens. Man zieht sich nicht hilflos zurück in die eigenen Raucherringe, man erfährt sich als aktiven Teil einer Gemeinschaft, an die man den erlebten Augenblick delegieren kann, so wie die ande-

ren es mit ihren Augenblicken tun. Jeder hilft dem nächsten, die Augenblicksangst durch Kommunikation als Handlungsmacht zu tarieren.

Es gibt eine doppelte Ignoranz gegenüber dem Augenblick: Man entflieht ihm, wenn man ihn aufnimmt, und man kehrt zumeist nie wieder zu ihm zurück. Die fotografische Betriebsamkeit ist kein Verrat der Gegenwart im Interesse der Zukunft wie in vergangenen Zeiten. Es gibt keinen Dia-Vortrag im Verwandtenkreis mehr oder die Erinnerung allein beim Wein nach Mitternacht am Tisch voller Fotos. Wer hat soviel Zeit, all die Bilder nochmals durchzugehen, deren Herstellung einem einst so wichtig schien? Das spätere Ansehen ist dem Teilen noch vor Ort gewichen. Das soziale Netzwerk sieht immer gleich mit und es sieht für uns, während wir, auf die ersten Likes wartend, die Sharings der anderen durchgehen.

Was wie ein narzisstisches Mitteilungsbedürfnis aussieht, ist ein Hilferuf an die Netzwerk-Freunde, uns aus dem Augenblick zu befreien, der uns, glaubt man dem Foto, so beglückt. Sind also die vielen Momentaufnahmen in unseren sozialen Netzwerken eher der Beweis, dass wir die Wette gewinnen? Dieser Sicht würde weder Mephisto noch der Herrgott zustimmen.

## Parallelwelt

Faust kann nicht verweilen, weil er noch so viel vorhat. Er muss noch am Königshof das Geld erfinden, er muss noch Helena aus der Antike holen, er muss noch den künstlichen Menschen erfinden und dem Meer Land abtrotzen. Er muss wirklich erst noch die Welt retten. Faust ist das egomanische »imperiale Selbst«, voller Bewegung und Erlebnisse. Wir sind das »narzisstische, infantile, leere Selbst«, wenn auch ohne das therapeutische Beiwerk der Selbstsuche. Faust lässt den Augenblick permanent hinter sich, weil er auf dem Zeitstrahl unterwegs ist. Uns hingegen treibt es nicht nach vorn und auch nicht nach innen, sondern nur woanders hin. Der »psychologische Mensch«, der in den 1970er Jahren das »imperiale Selbst« ablöste, ist dem phatischen gewichen; das Ziel ist das gleiche geblieben: »mentale Gesundheit«.<sup>21</sup>

Was wir tun, wenn wir jeden Augenblick festhalten, ist ein Sprung aus der Zeit ins Kommunikationsgeflecht des Cyberspace. Auf diese Weise leben wir, die wir ohne Vergangenheit und Zukunft leben, zugleich jenseits der Gegenwart. Wo auch immer wir gerade sind, im sozialen Raum der digitalen Medien fühlen wir uns geborgen. Dort ist uns jede App ver-

traut, jeder Kontakt beliebt, kann jede Bedrohung weggeklickt werden.

Das Smartphone ist mehr als eine Zigarette: Es ist Schutzschild gegen den Rest der Welt. Wann immer wir einem Augenblick entfliehen, entfliehen wir hierhin. Der virtuelle Raum ist zum Verweilen schön, schöner noch als der Augenblick, dem Faust schwor, nie nachzugeben. Die Wette ist deswegen längst entschieden. Längst sind wir in Fesseln geschlagen, längst haben wir unsere Seele verloren. Denn die digitalen Medien sind nicht die Dienste, die Mephisto dem Menschen bis zum Wettentscheid leistet, sondern schon sein eigenes Reich.

## **Gläserner Mensch**

Möglich, dass die künftige Geschichtsschreibung einen Streitfall berichtet, der sich im Jahr 2023 ereignete. Damals, wird es heißen, erstattete das deutsche Internetministerium, das einige Jahre nach dem NSA-Überwachungs-skandal 2013 gegründet worden war, eine Unterlassungsklage gegen die Vereinigung der Datenschutzaktivisten. Deren sogenannter »weiße Block« hatte schon lange gefordert, Kapseln der Nichtkommunikation zu erzeugen, zum Beispiel durch Deaktivierung des GPS am Smart Phone. Die Deaktivierung war 2023 zwar nicht mehr möglich, aber der Besitz eines Smart Phones noch keine Vorschrift. Das wollte das Internetministerium nun ändern.

Das Verkehrsministerium beabsichtigte, Presence-Technologie, die mit der Präzision von fünf Zentimetern die Position ihres Trägers anzeigt, in der Verkehrsregelung einzusetzen. Das sei, so hieß es, schon deswegen wichtig, weil Fahrzeuge inzwischen geräuschlos fahren.

## Leben als Archiv

Was waren das noch für Zeiten, als nichts verloren ging! Keine menschliche Aktion, die nicht zur Weltgeschichte beitrug, in der man wiederum nichts als eine Entwicklung zum Besseren sah. Kant gründete darauf seine *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* und rief nach einem Historiker, der im scheinbar »widersinnigen Gange menschlicher Dinge« die tiefere »Naturabsicht« als Apriori des philosophischen Chiasmus erkennt.<sup>30</sup>

Kants Aufsatz erschien Ende 1784 in der Berlinischen Monatsschrift. Der Historiker, nach dem Kant Ausschau hielt, sein einstiger Student Johann Gottfried Herder, hatte schon zehn Jahre zuvor in seiner Abhandlung *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* ausgerufen: »Wie nun seit der Erschaffung unsrer Erde kein Sonnenstrahl auf ihr verlorengegangen ist, so ist auch kein abgefallenes Blatt eines Baumes, kein verflogener Same eines Gewächses, kein Leichnam eines

modernen Tiers, noch weniger *eine* Handlung eines lebendigen Wesens ohne Wirkung geblieben.«<sup>31</sup>

Wie anders das heute ist! Verloren die Überzeugung, dass alles, was geschieht, seinen tieferen Sinn hat, verklungen die großen Erzählungen von einer vernunftgeleiteten Menschheitsgeschichte auf dem Pfad zur Gesellschaft emanzipierter Individuen und freier Völker auf freiem Grund. Aber auch der Einzelne versteht sein Leben nur noch als Abfolge unverbundener Lebenssituationen, in denen er jeweils nicht wirklich zuhause ist. Unter solchen Bedingungen flüchten Geschichts- wie Selbstbeschreibung ins Archiv.

## Fülle und Ordnung

Wenn ein Gewehr an der Wand hängt, sollte damit auch geschossen werden. So illustriert der russische Schriftsteller Anton Tschechow 1889 das erzähltechnische Grundgesetz der Zweckorientiertheit. Die Elemente eines narrativen Geflechts müssen ihre Präsenz funktional rechtfertigen, was natürlich noch nicht heißt, dass ein Gewehr, das immer wieder auftaucht, aber nie zum Einsatz kommt, bedeutungslos für eine Geschichte wäre.



Was für die traditionelle Erzähltheorie gilt, ist bei der narrativen Geschichtsschreibung nicht anders. Der Göttinger Historiker Johann Christoph Gatterer erklärte 1776 in seinem programmatischen Text *Vom historischen Plan und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen*: »Begebenheiten, die nicht zum System gehören, sind jetzt für den Geschichtsschreiber, sozusagen, keine Begebenheiten«. <sup>32</sup> Als Herder seinen »Energieerhaltungssatz der Geschichte« aufstellte, waren andere also schon überzeugt, dass man ihn von hinten lesen muss: Alles steht im Zusammenhang, aber nur nach kluger Vorauswahl. Die Erzählung ist der Gegner all dessen, was aus ihr herausfällt, ganz im Gegensatz zum Archiv.

Der sammelnde Archivar ist, anders als der erzählende Historiker, der Freund des Faktischen, das er perspektivlos akkumuliert. Ihm geht es nicht um die Ordnung des Ganzen, sondern um repräsentative Fülle. Diese Haltung kam nicht zufällig zu neuen Ehren, als Ende des 20. Jahrhunderts die großen Erzählungen aufgebraucht waren. Im gleichen Jahr, da Francis Fukuyama das Ende der Geschichte ausrief, konstatierte der französische Geschichtstheoretiker Pierre Nora eine »Religion des Bewahrens« und ein »registrierendes Ge-

dächtnis, das dem Archiv die Sorge überlässt, sich zu erinnern«. <sup>33</sup>

Diese Auslagerung des Erinnerns ans Archiv bedeutet die Ersetzung der persönlichen Beziehung zum Geschehen durch die neutrale Registrierung des Vergangenen, die neutral ist, weil sie leidenschaftslos ist, und gerecht gegenüber den Details, weil sie keinerlei narrativen Plan hat. Genau dies geschieht heute auch in den sozialen Medien.

### Vergessendes Festhalten

Je mehr das Leben in und mittels digitaler Medien stattfindet, umso mehr findet es im Archiv statt. Ob Emails, WhatsApp-Meldungen oder Statusupdates, Kommentare, Likes und Shares in sozialen Netzwerken: die Grundeinstellung ist immer Bewahren. Alles was vergessen werden soll, muss extra gelöscht werden. Zugleich ist das Archiv selbst schon Medium des Vergessens, wenn es die Ereignisse nicht bewahrt, weil sie für uns bedeutsam wären, sondern weil sie sich ereignet haben.

Die Mitteilung unseres Lebens ist episodisch und systemlos geworden. Wir produzieren Statusupdates, die sich kaum aufeinander beziehen und sich technisch auch gar nicht

miteinander verlinken lassen. Wir berichten Ereignisse, deren tiefere Bedeutung für uns wir weder kennen noch erkunden, wenn uns ihre Bedeutungslosigkeit jenseits des Augenblicks nicht ohnehin zutiefst bewusst ist. Zumeist berichten wir nicht einmal mehr, was geschah, sondern halten einfach fest, was ist. Ein schnelles Foto vom Geschehen, noch vor Ort mitgeteilt, Sekunden später die ersten Feedbacks – so füllen wir unser persönliches Archiv mit Selfies, Foodies, Footies und gelegentlich auch einem Bild vom Regenbogen, ohne je die versammelten Begebenheiten ins Verhältnis setzen zu müssen.

Die hoch-symbolische Applikation für diesen Vorgang heißt *Narrative Clip*, eine kleine, am Kragen tragbare Kamera, die automatisch alle 30 Sekunden ein Foto erstellt und diese Aufnahmen zur ›Erzählung‹ des Tages kondensiert. Es ist ein Erzählen aus dem Geiste des Archivs, wählerisch nur mit Blick auf die Qualität der Fotos, ohne jede erzähltaktische Diskriminierung gegenüber isolierten Ereignissen und ohne jedes schlechte Gewissen gegenüber unbenutzten Gewehren. Ein anderes Beispiel ist Facebooks *Jahresrückblick* oder die Zusammenfügung eines Videos aus meiner Facebook-Chronik zum »Friends Day«, aus Anlass des 12. Geburtstags von Facebook.

## Archivbeseitigung

Natürlich kann die Erinnerungsarbeit auch später erfolgen. Ein Archiv hat Zeit und bewahrt alles so geduldig wie verlässlich, bis wir unsere Dialogströme auf WhatsApp nochmals durchgehen oder unsere Facebook-Chronik nach uns befragen wollen. Aber wollen wir das? Haben wir die Zeit und den Mut, uns mit unserem früheren Selbst zu beschäftigen? Nichts hindert uns vom idealtypischen Umgang mit einem Medium – außer die Medienutzungsgewohnheiten, denen man sich so schlecht entziehen kann.

Liegt die wahre, ehrlichste Konsequenz am Ende der Geschichte/n nicht im Ende selbst noch des Archivs? Die App, die diesen Schritt vollzieht, heißt *Snapchat*. Sie wurde durch die versprochene Selbstzerstörung der verschickten Fotos populär, und blieb es auch dann noch, als diverse Screenshot-Software das Zerstörungsversprechen demolierte. Denn wichtiger als die Kontrolle über das eigene Bild war, dass sich kein Archiv füllte, wenn man Fotos erstellte und erhielt. Snapchat ist *die* Technologie für den Präsentismus unserer Zeit: Der erlebte Augenblick wird selbst im Festhalten nicht aufbewahrt. Es geht nicht darum, später diesen Augenblick per Foto zu erinnern, son-

dern darum, ihn jetzt mit anderen zu teilen. Die Kamera wird von einem Medium der Zeitüberwindung zu einem der Raumverkürzung mit der Folge, dass sie noch radikaler als zuvor zum Medium (auch) des Banalen wird.

Selbst das, was in der Funktion »My Story« gespeichert wird, ist, ganz anders als beim Tagebuch oder Facebooks Chronik, nach 24 Stunden verschwunden. Nichts verkörpert genauer die episodische, situative Identität der Post- oder Spätmoderne – die jeden Tag in seiner Einzigartigkeit betrachtet, statt ihn als Baustein einer Lebensgeschichte zu sehen – als eine App, die nichts festhält, und so erlaubt, jeden Morgen von vorn zu beginnen. Genau diesem Motto dient auch die Abwesenheit einer Like-Funktion bei Snapchat: Wenn sich keine Popularität aufbauen lässt, verliert das strategische Fotografieren an Bedeutung.

### **Gedächtnisdämmerung**

Die technische Konstellation von Snapchat ist nicht ohne Ironie. Denn wenn das digitale Archiv eine Form des Vergessens ist, fördert die Selbstvernichtung des Archivs die Rückkehr zum Gedächtnis. Wenn Snapchater am Abend ihre oder anderer Leute »Story« durchgehen

und die Bilder, die ihnen bedeutsam sind, doch sichern, bevor sie verschwinden, vollziehen sie jene Auswahl der Ereignisse, jenes Nachdenken über deren weitergehende Bedeutung, das in der »Mitteilungswut« des Tages verloren geht.

Auch dazu gibt es natürlich schon eine App: *1 Second Everyday*, mit der man eine Montage aus der besten Sekunde eines jeden Tages erstellen kann. Die Bilder, die dabei jeweils ausgewählt werden, formen ein Gedächtnis in zweiter Instanz: Wir halten zwar nicht (unbewusst) in unserem Gedächtnis das fest, was im Erleben wirklich bedeutungsvoll war, aber wir wählen zumindest (bewusst) aus all den angehäufteten Fotos diejenigen, die uns nun am wichtigsten erscheinen.

Im Untergrund aber spinnen die Algorithmen an neuen Geschichten. Ausgestattet mit jedem noch so kleinen Detail, mit jeder noch so isolierten Begebenheit befragen sie, wie einst Kant, Herder und Gatterer die Geschichte, den Big Data Pool nach verdeckten Wirkungszusammenhängen. Die große Geschichte, an der sie arbeiten, steht im Zeichen einer völlig neuen Philosophie, die sich, im Anklang an jene Texte aus längst vergangener Zeit, als Bildung der Menschheit in kybernetischer Absicht bezeichnen lässt.

## Digitale Madeleine

Als ein inzwischen verschollener Freund mir vor vielen Jahren ein Buch mit Wenn-Fragen schenkte, setzte ich diese gleich bei ihm selbst ein: Wenn du dir ein Telegramm von einer historischen Person wünschen könntest, welche wäre es und was stünde in dem Telegramm? Seine Antwort: Rainer Maria Rilke mit einer Einladung zum Dinner in Schloss Duino. Seitdem erinnere ich mich an diesen Freund, wann immer ich an Rilke denke. Ich sehe ihn mit Rilke zum Golf von Triest wandeln, über die Einsamkeit der Liebenden reden; ich erkenne ihn an den Worten, die ich ihm und Rilke in den Mund lege.

Durch die Antwort auf meine Frage an jenem Tag vor langer Zeit wurde Rilke die Madeleine, die mich nun verlässlich an den Freund erinnert. Marcel Prousts Madeleine – die beim Ich-Erzähler seines Romans *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* in Verbindung mit Kräutertee unwillkürlich Erlebnisse der

Kindheit wachruft – ist der altbackene Kontrast zu den hochmodernen Erinnerungsauslösern der sozialen Medien. Während die Madeleine buchstäblich im Inneren des Subjekts das Erinnern bewirkt, ist das Erinnern in sozialen Medien so unpersönlich wie das Gedächtnis, aus dem es sich speist.

## Brachialhistorisierung

Die Facebook-Funktion »An diesem Tag« erinnert daran, was man an eben diesem Tag vor x Jahren auf Facebook gepostet hat. Damit die Ausbeute nicht zu dünn ausfällt, werden auch die Posts Anderer angezeigt, in denen man namentlich erscheint. Vergleichbar operiert die Applikation *Timehop*, die frühere Äußerungen und Fotos der Nutzer aus verschiedenen Quellen (Facebook, Twitter, Dropbox) erneut für 24 Stunden präsentiert. Da die sozialen Netzwerke die Öffentlichkeit zu einem Ort des Privaten gemacht haben, ist es nur folgerichtig, dass mit solchen Applikationen das vom Fernsehen bekannte Konzept »Today in History« auf das individuelle Leben übertragen wird. Der entscheidende Unterschied: Während beim Fernsehen die Erinnerungswürdigkeit einer Nachricht durch ihre Meldung vor zehn oder

zwanzig oder wie viel auch immer Jahren gedeckt ist, wird sie nun allein durch ihre Verjähung behauptet.

Dieses aufgedrängte Erinnern unterscheidet sich prinzipiell vom unwillkürlichen, das bei Proust die Madeleine bewirkt. Der Anlass kommt zwar auch dort von außen, aber er aktiviert nur einen Link, der im Unbewussten des Erinnernden schon angelegt ist, zu etwas für ihn Bedeutungsvolles. Wäre dem nicht so, bliebe die Madeleine ein französisches Klein Gebäck, das man ohne das Gefühl verzehren würde, soeben eine Gelegenheit zum Erinnern auszuschlagen. Genau diese Option der Bedeutungslosigkeit besteht bei Timehop und Facebook nicht. Hier ist der Erinnerungsanlass zugleich Erinnerungspflicht, jedes Nichterinnern wird hier zum Defizit.

Dieses Defizit spricht freilich weniger gegen das Subjekt als gegen die Technologie der automatisierten Archivierung, die dem Erinnerungsansinnen vorausgeht: Wenn Fotos, Kommentare, Statusmeldungen mehr oder weniger automatisch oder (wenn andere unseren Namen in ihren Posts erwähnen) ohne unser Zutun auf unsere Facebook-Seite geraten, überrascht es kaum, dass sie später nicht im Gedächtnis abrufbar sind.

Die Erinnerungslogik des Jahrestages ist

nicht mehr als der Versuch, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. Sie ist zwar ein etabliertes Mittel auch des individuellen Gedenkens, basiert dort allerdings auf der Voraussetzung einer unzweifelhaften Bedeutsamkeit: Geburtstag, Absolvententag, Hochzeitstag ... Mit der Jahrestagslogik bei Timehop und Facebook aber werden die Dinge wichtig, ohne ihre Wichtigkeit bewiesen zu haben, wie etwa der riesige Eisbecher damals im Einkaufscenter XY, dessen Foto man eilig und routiniert auf seine Facebook-Seite setzte, mit den Gedanken schon bei der Schlagsahne. Jetzt ist das Bild wieder da, als Held jenes Tages vor genau fünf Jahren, als Symbol eines vergangenen Lebens.

### **Fremdgedächtnis**

Das Einkaufsbummelfoto lebt, durch die neuerliche Wieder-Holung hervorgehoben, auch ohne technische Hilfsmittel im Gedächtnis weiter; der automatisierte Verweis auf einen Eintrag multipliziert den Automatismus, der einst die Entstehung des Eintrags bestimmte. Ein solches ›Erinnern‹ ist das Ende des Vergessens, das die Voraussetzung jedes vernünftigen Erinnerns darstellt, und entwertet so die emo-

tionale Kraft des Erinnernten. Das Gedächtnis wird von einem Seismographen des eigenen Lebens zum Kunstprodukt digitaler Technologien.

Der Gruppenaspekt dieses Erinnerungsbetrugs liegt in der Rückmeldung der Facebook-Freunde, deren Likes, Shares und Kommentare den Inhalt der eigenen Facebook-Seite mitgestalten. Sie sind die Koautoren meiner Selbstdarstellung, die schon damals den Eisbecher – denn wer hätte ihn nicht selbst gern gegessen oder zumindest so getan – mit hundert von Likes begrüßten. Soviel ›Bedeutung‹ wird bestätigt, wenn der neuerlich auftauchende Eisbecher den gleichen Zuspruch erhält wie genau drei Jahre zuvor. Was schon damals nichts weiter bedeutete, bestimmt, durch die Software ins Gedächtnis geholt und durch die Likes der Freunde aufgewertet, fortan meinen Blick auf die eigene Geschichte.

Wenn es stimmt, dass die Toten an dem erkannt werden, was ihnen wichtig war, werden unsere Nachkommen nicht wenig erstaunt sein, in unserem digitalen Nachlass allen anderen Aufbewahrungsobjekten voran dies zu finden: Ein Erdbeereisbecher mit Schokoladensoße und Schlagsahne. Die digitalen Medien wenden die Logik der Fotografie – die als erste große Anwältin des Alltags auch das Banale

sichtbar und erinnerbar machte – nun auf die Fotos selbst an: Das unbedeutende Foto vom Einkaufsbummel hat die gleiche Chance, in den engeren Zirkel des Erinnerns aufzusteigen, wie das Foto vom Hochzeitstag. Digitales Erinnern ist so blind wie die Gerechtigkeit.

### Technisches Verinnern

Mit erhöhter Leistungskraft der Algorithmen könnte allerdings auch das automatische Erinnern bedeutungsvoll werden. Stellen wir uns eine App vor, die Erinnerungsanlässe nicht jahrestagslogisch einspielt, sondern entsprechend unserer aktuellen Situation. So wie Googles Ziel für die Zukunft nicht ist, uns zu sagen, was wir als Nächstes tun sollen (zum Beispiel etwas, das wir seit einem Jahr nicht mehr getan haben), sondern was wir (ohne es schon zu wissen) als Nächstes tun *wollen*, so würde auch diese App uns die Erinnerung einspielen, die, ihrer Berechnung zufolge, zu einem bestimmten Zeitpunkt nahe liegt.

Am Eingangsbeispiel erklärt: Der aktuelle Erwerb einer Madeleine (diese Information steht nach der Abschaffung des Bargelds der App zweifellos zur Verfügung) spielt uns ein Bild aus der Kindheit aufs Handy, als die Tante

(auch diese Information wird künftig vorliegen) für uns Madeleines in Kräutertee tunkte. Natürlich darf die Erinnerung erst erscheinen, wenn die Madeleine mit dem Tee am Gaumen in Berührung kommt. Aber auch dieses Problem wird sich lösen lassen, sobald die Teetasse ans Internet der Dinge angeschlossen ist.

Eine erschreckende Aussicht? Man sagt, der Mensch ändert sich mit seiner Technik. Wer ärgert sich heute, dass Facebook an die Geburtstage der Freunde erinnert? Wer wäre dagegen, wenn es den Freund ins Gedächtnis rief, sobald wir einen Rilke-Text im Internet lesen oder einen Film ansehen, den der Freund einmal ›geliket‹ hat? Gewiss ist nur dies: Der verschollene Freund blieb länger als einen Tag in Duino, Rilkes Elegien im Gepäck und den Gedanken im Sinn, dass all das »Hiesige«, dieses »Schwindende« des täglichen Hier und Jetzt, Zuflucht sucht vor der ignoranten Aufmerksamkeit dieser Zeit, bei uns, den »Schwindendsten«: *in* uns.

## Die Moral des Haiku

Das Haiku ist wie eine Statusmeldung aus dem Alltag: *Frühlingsbrise / Der Schiffer / Kaut auf seinem Pfeifchen* oder: *Kein andres Geräusch / Als der Platzregen / Am Sommerabend*. Eine kurze, verbale Momentaufnahme, die Roland Barthes als »Verlöschen der Sprache zugunsten einer Realitätsgewißheit« beschrieb, die »Abwesenheit von Sinn, von Interpretierbarkeit«. <sup>34</sup> Denn es wird nicht mehr gemeint als gesagt: Der Schiffer, der Platzregen; die Dinge ruhen in sich. Es wird eine Situation festgehalten in ihrer bloßen Existenz, ohne Zusammenhang und tiefere Bedeutung. Ein berühmtes Beispiel ist das Reisetagebuch *Okyu-no-hosomichi* des japanischen Haiku-Dichters Matsuo Bashō aus dem Jahr 1689: eine unverbundene Aufzählung von Ereignissen, die jeweils ganz dem Moment zu Diensten ist, statt diesen einem narrativen System zu unterwerfen. <sup>35</sup> Ist dies das heimliche Vorbild für Facebook?

Blaise Pascals berühmten Spruch oder zumindest an John Lennons populären Song?

## Wie Facebook die Welt rettet

Erfolg schafft Feinde. Das war schon immer so und wurde einmal mehr deutlich, als Facebook an die Börse ging. Facebook schlage Kapital aus den Gedanken und Gefühlen seiner Nutzer, hieß es, Facebook schaffe den gläsernen Menschen und dränge ihn zu Selbstvermarktung, -liebe und -betrug. Neid präsentiert sich gern als Sorge um das Wohl anderer und es ist erstaunlich, was da alles vorgebracht wurde. Sogar an neuen Krankheiten wie Nomophobie (No Mobile-Phobie) und FOMO (fear of missing out) sollte Facebook schuld sein. Der absurdeste Vorwurf aber war, dass Facebook ein Ort der Banalitäten sei und nicht mehr als Zeitverschwendung. Versteht denn keiner, dass es gerade darum geht? Sieht denn niemand, dass Facebook nicht nur die Vermessung der Gesellschaft ermöglicht, sondern zugleich ihr Überleben sichert? Erkennt niemand, wie hier ein akutes soziales Problem mit technischen Mitteln gelöst wird? Erinnert sich niemand an

## Horror vacui

Es war 1974, als John Lennon einen Nummer-1-Hit in den US-Charts landete: »Whatever Gets You Thru the Night«. Die wichtigsten Worte des Songs: »it's alright«. Diese Blanko-Absolution wiederholt der Song mit zunehmender Bedeutsamkeit: »Whatever Gets You Thru Your Life«, »Whatever Gets You to the Light«: »It's alright, alright«. Was das ominöse *Whatever* sein könnte, blieb unklar. Nicht aber, woher es kam. Lennon hatte es von einem populären afroamerikanischen Evangelisten beim nächtlichen TV-Channel-Surfen aufgeschnappt. Und er hatte mit seinem Song offenbar den Zeitnerv getroffen, indem er, ohne jede Evangelisten-Rhetorik, ein altes existentielles Problem mit lebensfrohen Rhythmen wegsang: den *horror vacui*, die große Furcht vor der Leere.

Drei Jahrhunderte vor Lennon schrieb der französische Philosoph Blaise Pascal, dass die Menschen deswegen unglücklich seien, weil sie nicht ruhig in einem Zimmer zu bleiben vermögen. Mit sich allein gelassen würde der



Mensch über die Mühen des Lebens und über seine Sterblichkeit nachdenken, »so dass er nun, wenn ihm das fehlt, was man Zerstreuung nennt, unglücklich ist«. <sup>80</sup> Deswegen gehe man raus und jage Hasen; nicht weil man hungrig ist, sondern um die Zeit totzuschlagen. Ein Jahrhundert nach Pascal war das Zimmerproblem gelöst: Mit einem Buch konnte man sich in den eigenen vier Wänden zerstreuen, mit einer Lampe noch lange nach Sonnenuntergang. Mit dem Fernsehen ging das auch ohne extra Licht, seit den Privatsendern sogar durch die ganze Nacht. Und durchs Leben! Denn darauf kam es im 20. Jahrhundert immer mehr an.

Pascal warb nicht für die Hasenjagd, sondern für Gott. In Gott finde das Sein zum Sinn, in der frohen Botschaft weiche die Angst vor der Stille dem Gefühl der Geborgenheit. Pascal fehlte noch deutlich die dreiste Leichtigkeit der Beatles. Was aber, wenn Gott tot ist, wie Nietzsche zwei Jahrhunderte nach Pascal verkündete? Was wenn auch keine philosophischen und politischen Erzählungen mehr den Sinn geben, den sie vor dem Aufstieg der Postmoderne und dem Niedergang des Realsozialismus noch beanspruchen konnten? Dann gibt es drei Möglichkeiten: Man richtet sich in der Aussichtslosigkeit ein, man reanimiert

Gott oder man sucht nach einem Narkotikum, das sicher durch Nacht und Leben bringt.

## Narkotika

Mit dem Einrichten hatte der italienische Philosoph Gianni Vattimo schon 1985 seine Zunft beauftragt, als er verkündete: Nach dem Ende der großen Erzählungen über den Sinn des Lebens und das Ziel der Geschichte besteht die Funktion der Philosophie nicht mehr darin, den Menschen zu zeigen, wohin sie unterwegs sind, sondern wie man unter der Bedingung lebt, nirgendwohin unterwegs zu sein. <sup>81</sup> Das war eine deprimierende Jobbeschreibung, zu der im gleichen Jahr die Talking Heads mit trotzigem Fatalismus sangen: »We're on a road to nowhere / Come on inside«.

Die Wiederbelebungsversuche sah schon Nietzsche voraus. Seinem Befund »Wir haben Gott getötet!« folgte sogleich die Frage: »Ist nicht die Größe dieser Tat zu groß für uns?« Und tatsächlich, das 20. Jahrhundert endet mit einer Rückkehr des Religiösen, zum Teil eher in spiritueller als in institutionell-konfessioneller Form, zum Teil aber auch als fundamentalistischer Staatsterrorismus. Vattimo sagt dazu 2001 mit dem anderen berühmten

Nietzsche-Wort: »Auf das Problematische und Chaotische der spätmodernen Welt mit einer Rückkehr zu Gott als dem metaphysischen Fundament zu reagieren, bedeutet, um mit Nietzsche zu reden, sich der Herausforderung des Übermenschentums nicht zu stellen.«

Was die dritte Reaktionsmöglichkeit betrifft, so war das effektivste Narkotikum der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zweifellos der Fernseher, der seit 1984 in Deutschland auch Privatsender kannte, die nicht mehr dem Bildungsauftrag, sondern dem Zerstreuungswillen verpflichtet waren. Welche Folgen das hatte, beschrieb Hans-Magnus Enzensberger 1988 in seinem SPIEGEL-Essay *Die vollkommene Leere. Das Nullmedium oder: Warum alle Klagen über das Fernsehen gegenstandslos sind*. Diese Leere ist das Gegenteil von Pascals Zimmer. Sie ist die hypnotische Versenkung in den schrillen Ablauf der Bilder, der keinerlei Botschaft mehr vermitteln will. Enzensbergers Hauptzeuge war ein sechs Monate altes Baby vor der Mattscheibe, das schon aus hirnhysiologischen Gründen nichts verstehen kann und trotzdem gebannt und glücklich auf die Mattscheibe starrt: Symbol einer sinnfreien Intensität des reinen Augenblicks.

Viele werden Enzensbergers Beispiel bestätigen können. Es war trotzdem schlecht gewählt,

überschätzt es doch die Attraktivität des Sinnlosen für jene, die schon laufen und denken können. Für Erwachsene würde Zerstreuung ohne das Alibi von Sinn das menschliche Dilemma nicht verdecken, sondern noch hervorheben. Es braucht Geschichten, egal wie dünn, ungereimt und auswechselbar. So funktionierte es zumindest bisher. Inzwischen gibt es stärkere Mittel.

### Smalltalk-Glück

Für digital natives liegt die perfekte Zerstreuung in der permanenten Kommunikation. Der Mitmensch ist wichtig als Partner und Alibi. Hier kommt Facebook ins Spiel: als passende Technik zu all den Theorien, die dem Menschen einen empathischen Kommunikationswillen nachsagen, ohne höhere Ziele, ohne die Auflage der Weltverbesserung. Was Linguisten phatische Kommunikation nennen, heißt im Volksmund Smalltalk. Es ist eine Art Placebo-Gespräch, das nichts anderes zum Ziel hat als sich selbst im unmittelbaren Augenblick.

Um es genauer zu sagen: Ziel ist die Vermeidung des Augenblicks, in dem das Ich mit sich allein sein könnte. Daher rührt die permanente Kommunikation als Grundgesetz unserer Kultur.

Das mag gelegentlich als Bürde empfunden werden, aber sobald das Leben Momente der Untätigkeit aufdrängt, im Bus, im Fahrstuhl, im Wartesaal, spürt man dunkel wieder die Todesangst und greift rasch zum Smartphone. Die neuen Medien garantieren, dass man auch dann beschäftigt ist, wenn man eigentlich nichts zu tun hat. Sie sind der Müßiggang für Hyperaktive, die sich keine Zeit lassen für den *horror vacui*.

Die Hasenjagd des 21. Jahrhunderts findet im Verbund der sozialen und mobilen Medien statt. Die Alternative zum Priester ist der Programmierer. Die Moderne kann ihr Projekt, das mit der Rückkehr der Religion scheitern würde, nur durch die Flucht ins Technische retten: Indem sie »Rückbindung« in »Religion« als »Link« übersetzt und zum heilbringenden Medium nicht die Kanzel kürzt, sondern das soziale Netzwerk. Dort ereignen sich die Begegnungen unserer Zeit im schwindelerregenden Takt der Updates. Dort feiert sich, in Anbetung unentwegter Gegenwart, die ewige Wiederkunft des Gleichen. Der Facebook-User entkommt, solange er das Kommunikationskarussell am Leben hält, nicht der Weltbejahung.

## Tiefenaltruismus

Diese Harmonie ist bedroht, wenn neue Glaubenssysteme neuen Sinn versprechen. Religiöse, nationalistische, ideologische Legitimationsgeschichten sind die Erzfeinde von Facebook. Erst verteufeln sie Facebook als Ort postmoderner Banalität, dann versprechen sie dem Einzelnen Geborgenheit in einer großen Idee. Die Geschichte lehrt, wo das enden kann. Man muss den Anfängen wehren; man muss solchen Geschichten den Zugang zu den Herzen und Hirnen der Menschen versperren; man muss Facebook zum Interface der Zukunft machen, immer und überall.

Genau dieser Absicht diene *Facebook Home* und genau diesem Ziel dient *Internet.org*, dessen *Free Basics* dafür sorgen soll, dass Millionen Menschen in Asien und Afrika das Internet schlicht »Facebook« nennen. Man sagt, der freie Zugang zu Webseiten mit Informationen zu Jobs, Bildung und Gesundheit und eben zu Facebook sei nur Kundenfang. Aber zum einen kann Facebook doch nichts dafür, wenn die meisten, während sie auf Jobangebote warten, sich nicht auf Bildungsseiten tummeln, sondern auf Facebook. Zum anderen übersieht der Vorwurf, diese Initiative sei digitaler Imperialismus, Short-term-Altruismus und Long-

term-Kapitalismus, das eigentliche Problem. Denn was passiert, wenn Facebook sich zurückhält? Wenn es das Feld jenen überlässt, die mit neuen Narrativen und offenen Armen unverbesserliche Sinnsucher empfangen? Wer weiter denkt, versteht: Facebook ist nur dann die Rettung, wenn nur Facebook die Rettung ist.

Es ist Zeit, die Rolle zu erkennen, die Facebook bei der Sicherung einer liberalen, individualistischen und zugleich gemeinschaftsbetonten Gesellschaft zukommt, statt es immer wieder für sein Geschäftsmodell zu beschimpfen oder für Narzissmus und Selbstvermarktung verantwortlich zu machen. Tag für Tag arbeitet Facebook dafür, dass die Welt offener wird und mehr Menschen die Gelegenheit haben, ihre Erlebnisse mitzuteilen. Jeder Internetanschluss zählt; jeder Freundschaftsschluss zählt. Das ist Facebooks Mission. Facebook hat das Soziale nicht nur messbar gemacht, wie beklagt wird, sondern auch überlebensfähig. Es beantwortet mit beispielloser psychologischer Effektivität die Frage nach dem Sinn, indem es keine Zeit für diese Frage lässt. Was immer das »Whatever« war in Lennons »Whatever Gets You Thru Your Life«, heute ist's klar: It's Facebook.<sup>82</sup>

PS: ;-)

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Pressemitteilung Nr. 14/13 am 24. Januar 2013 ([http://juris.bundesgerichtshof.de/cgi-bin/rechtsprechung/document.py?Gericht=bgh&Art=pm&pm\\_nummer=0014/13](http://juris.bundesgerichtshof.de/cgi-bin/rechtsprechung/document.py?Gericht=bgh&Art=pm&pm_nummer=0014/13))
- <sup>2</sup> [www.businessinsider.com/why-microsofts-chat-bot-tay-should-make-us-look-at-ourselves](http://www.businessinsider.com/why-microsofts-chat-bot-tay-should-make-us-look-at-ourselves); [www.businessinsider.com/google-now-offers-a-man-condolences-2016-3](http://www.businessinsider.com/google-now-offers-a-man-condolences-2016-3)
- <sup>3</sup> »Smile, you're on BinCam! Five households agree to let snooping device record everything they throw away«, in Dailymail am 4. März 2011 ([www.dailymail.co.uk/news/article-2000566/Smile-Youre-bin-cam-The-snooping-device-record-throw-away.html](http://www.dailymail.co.uk/news/article-2000566/Smile-Youre-bin-cam-The-snooping-device-record-throw-away.html)).
- <sup>4</sup> Hans Blumenberg: *Theorie der Unbegrifflichkeit*, Frankfurt am Main 2007, S. 9.
- <sup>5</sup> Ebd., S. 11 und 12. Vgl. S. 12: »Er [der Begriff] muß zwar Deutlichkeit genug besitzen, um Unterscheidungen von dem ganz und gar nicht Einschlägigen treffen zu können, aber seine Ausschließlichkeit darf nicht die Enge besitzen, die der Name für den Bezug auf das Individuum und seine Identität, seine Identifizierbarkeit haben muß.«
- <sup>6</sup> Hans Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt am Main 1997, S. 2 (vorangestellt-

- tes Zitat in der Neuausgabe der *Metaphorologie* [zuerst 1960] aus: »Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit«, in: Hans Blumenberg: *Schiffbruch mit Zuschauer: Paradigma einer Daseinsmetapher*, Frankfurt am Main 1979, S. 76).
- 7 Für den Mut des Geistes zur Vermutung vgl. Blumenberg, *Metaphorologie*, S. 13. Blumenberg begründet (drei Jahre nach Paul Feyerabends anarchistischer Wissenschaftstheorie *Wider den Methodenzwang*) den Perspektivenwechsel vom Begrifflichen zum Lebensweltlichen, als dem ständigen »Motivierungsrückhalt aller Theorie«, mit prinzipiellem Erkenntniszweifel: »Wenn wir schon einsehen müssen, daß wir nicht *die* Wahrheit von der Wissenschaft erwarten dürfen, so wollen wir doch wenigstens wissen, weshalb wir wissen wollten, was zu wissen nun mit Enttäuschung verbunden ist. Metaphern sind in diesem Sinne Leitfossilien einer archaischen Schicht des Prozesses der theoretischen Neugierde« (*Schiffbruch*, S. 76), Andreas Huyssen: *Miniature Metropolis: Literature in an Age of Photography and Film*, Cambridge, MA 2015.
- 8 Theodor W. Adorno: »Der Essay als Form«, in: ders.: *Noten zur Literatur*, Frankfurt am Main 1981, S. 9–33, hier: 19 f. Zur Kritik der Flucht ins Metaphorische sowie in die dialektische Beschwörung auf Kosten einer »verpflichtenden Aussage« und zu Lasten der eigenen »gut spekulativen Theorie« vgl. Adornos Brief an Walter Benjamin vom 10. November 1938. Dessen Antwort auf den Vorwurf »mangelnder theoretischer Transparenz« im Brief an Adorno vom 9. Dezember 1938.
- 9 Adorno, Essay (ebd.), S. 17 und 19.
- 10 Ebd., S. 21, 10 und 27.
- 11 Ebd., S. 14 f. Vgl. Michel Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt am Main 1991.
- 12 Adorno, Essay (wie Anm. 8), S. 27, aus: Max Bense, »Über den Essay und seine Prosa«, in: *Merkur* 1 (1947), S. 420.
- 13 Ebd., S. 27.
- 14 Ebd., S. 25, aus: Max Bense, »Über den Essay und seine Prosa«, in: *Merkur* 1 (1947), S. 418.
- 15 Mark Weinstein: »Did Facebook Really Elect Trump President?«, in: *The Huffington Post* am 25. November 2016 ([www.huffingtonpost.com/mark-weinstein/did-facebook-really-elect\\_b\\_13208968.html](http://www.huffingtonpost.com/mark-weinstein/did-facebook-really-elect_b_13208968.html)); »US Election 2016: Trump's ›hidden‹ Facebook army«, *BBC* am 15. November 2016 ([www.bbc.com/news/blogs-trending-37945486](http://www.bbc.com/news/blogs-trending-37945486)); Jonas Jansen: »Hass im Internet. Ermittlungen gegen Facebook-Chef Zuckerberg«, *Süddeutsche Zeitung*, 4. November 2016 ([www.faz.net/aktuell/wirtschaft/netzwirtschaft/hass-im-internet-ermittlung-gegen-facebook-chef-zuckerberg-14512780.html](http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/netzwirtschaft/hass-im-internet-ermittlung-gegen-facebook-chef-zuckerberg-14512780.html)); Bernhard Pörksen: »Die Schuldfrage«, in: *DIE ZEIT*, 11. November 2016 ([www.zeit.de/kultur/2016-11/medien-us-wahl-donald-trump-schuld](http://www.zeit.de/kultur/2016-11/medien-us-wahl-donald-trump-schuld)), Rich McCormick: »Donald Trump says Facebook and Twitter ›helped him win‹«, in: *The Verge* am 13. November 2016 ([www.theverge.com/2016/11/13/13619148/trump-facebook-twitter-helped-win](http://www.theverge.com/2016/11/13/13619148/trump-facebook-twitter-helped-win)); Dan Tynan: »How Facebook powers money machines for obscure political ›news‹ sites«, in: *The Guardian* am 24. August 2016 ([www.theguardian.com/technology/2016/aug/24/facebook-clickbait-political-news-sites-us-election-trump](http://www.theguardian.com/technology/2016/aug/24/facebook-clickbait-political-news-sites-us-election-trump)).
- 16 Leon Festinger: *Theory of Cognitive Dissonance* (1957), Andrew Shapiro: *The Control Revolution*.

- How the Internet is Putting Individuals in Charge and Changing the World We Know* (1999).
- <sup>17</sup> Zuckerbergs Facebook-Post am 13. November 2016 ([www.facebook.com/zuck/posts/10103253901916271](http://www.facebook.com/zuck/posts/10103253901916271))
- <sup>18</sup> Zuckerbergs Facebook-Seite am 9. November 2016 um 20 Uhr: »... I thought about all the work ahead of us to create the world we want for our children. This work is bigger than any presidency and progress does not move in a straight line ...«
- <sup>19</sup> Thomas Hylland Eriksen: *Tyranny of the Moment. Fast and Slow Time in the Information Age*, London, 2001, Douglas Rushkoff: *Present Shock. Wenn alles jetzt passiert*, Freiburg i.B. 2014.
- <sup>20</sup> So die britische Sängerin Adele auf einem Konzert am 29. Mai 2016 in Verona zu einem weiblichen Fan: »Could you stop filming me with that video camera? Because I'm really here in real life, you can enjoy it in real life rather than through your camera.« ([www.theguardian.com/music/2016/may/31/adele-tells-fan-to-stop-filming-gig-and-enjoy-it-in-real-life](http://www.theguardian.com/music/2016/may/31/adele-tells-fan-to-stop-filming-gig-and-enjoy-it-in-real-life))
- <sup>21</sup> Christopher Lasch: *The Culture of Narcissism. American Life in an Age of Diminishing Expectations*, New York, London 1991, S. 12 (»imperial self«, »narcissistic, infantile, empty self«) und 13 (»psychological man«, »mental health«).
- <sup>22</sup> Stefan Krempl: Bundestag beschließt »Zwangsbeglückung« mit intelligenten Stromzählern, *heise online*, 26. Juni 2016 ([www.heise.de/newsticker/meldung/Bundestag-beschliesst-Zwangsbeglueckung-mit-intelligenten-Stromzaehlern-3248056.html](http://www.heise.de/newsticker/meldung/Bundestag-beschliesst-Zwangsbeglueckung-mit-intelligenten-Stromzaehlern-3248056.html))
- <sup>23</sup> Nam June Paik – Good Morning Mr. Orwell (1984), [www.youtube.com/watch?v=SIQLhyDlJtI](http://www.youtube.com/watch?v=SIQLhyDlJtI) (5:45–6:20)

- Originaltext: »What you are about to see are positive and interactive uses of electronic media which Mr. Orwell, the first media prophet, never predicted. This is a New Year celebration, which could only happen with television.«
- <sup>24</sup> Ebd., Minute 8:12: »Big Brother is not watching you /But TV is eating up your Brains«.
- <sup>25</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Big\\_Brother\\_Awards](https://de.wikipedia.org/wiki/Big_Brother_Awards)
- <sup>26</sup> [www.youtube.com/watch?v=FgOX9mb7V4o](http://www.youtube.com/watch?v=FgOX9mb7V4o)
- <sup>27</sup> Bloomberg Business: »Sergey Brin & Larry Page: Inside the Google Brother's Master Mission« ([www.youtube.com/watch?v=gtMkq61xVKK](http://www.youtube.com/watch?v=gtMkq61xVKK), Min: 19:55 ff.).
- <sup>28</sup> Im Interview mit James Bennet (*The Atlantic*) beim »Second Annual Washington Ideas Forum« am 1. Oktober 2010 ([www.theatlantic.com/technology/archive/2010/10/googles-ceo-the-laws-are-written-by-lobbyists/63908](http://www.theatlantic.com/technology/archive/2010/10/googles-ceo-the-laws-are-written-by-lobbyists/63908)): We know where you are. We know where you've been. We can more or less know what you're thinking about.
- <sup>29</sup> Nick Bilton: Steve Jobs Was a Low-Tech Parent, in: *The New York Times* am 10. September 2014.
- <sup>30</sup> Immanuel Kant: »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, in: *Werkausgabe*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 11, Frankfurt am Main 1996, A 388, S. 34.
- <sup>31</sup> *Herders Sämtliche Werke*, hg. v. Bernhard Suphan, Berlin 1877–1913, Bd. 14, S. 236.
- <sup>32</sup> Zitiert nach: Reinhart Koselleck und Horst Günther: »Geschichte«, in: Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 593–717, hier: 663.

- <sup>33</sup> Pierre Nora: »Zwischen Geschichte und Gedächtnis: Die Gedächtnisorte«, in: ders.: *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Berlin 1990, S. 11–33, hier: 19. Francis Fukuyama: »The End of History?«, in: *The National Interest* (Summer 1989), S. 3–18.
- <sup>34</sup> Roland Barthes: »Wirklichkeits- oder vielmehr Realitätseffekt (Lacan)«, in: Bernd Stiegler (Hg.): *Texte zur Theorie der Fotografie*, Stuttgart 2010, S. 95–101, hier: 95 und 99. Die beiden Haikus (von Matsuo Bashō und Kobayashi Issa) ebd., S. 98 f.
- <sup>35</sup> Crispin Startwell: *End of Story. Toward an Annihilation of Language and History*, New York 2000, S. 17.
- <sup>36</sup> Barthes, a.a.O., S. 96 und 99. Das Folgezitat S. 99.
- <sup>37</sup> Siegfried Kracauer: »Die Fotografie (1927)«, in: ebd., S. 230–247, hier: 235.
- <sup>38</sup> Ebd., S. 241. Das Folgezitat 242.
- <sup>39</sup> Ebd., S. 242.
- <sup>40</sup> Zitiert nach Roland Barthes: *Die helle Kammer*. Frankfurt am Main 1989, S. 35.
- <sup>41</sup> Giorgio Agamben: *Kindheit und Geschichte. Zerstörung der Erfahrung und Ursprung der Geschichte*. Frankfurt am Main 2004, S. 25.
- <sup>42</sup> [www.unphotographable.com/archives/2008/06/nun.shtml](http://www.unphotographable.com/archives/2008/06/nun.shtml), [www.unphotographable.com/archives/2007/02/pitbull\\_swingse.shtml](http://www.unphotographable.com/archives/2007/02/pitbull_swingse.shtml), [www.unphotographable.com/archives/2007/06/shopping\\_and\\_cr.shtml](http://www.unphotographable.com/archives/2007/06/shopping_and_cr.shtml).
- <sup>43</sup> Hans Magnus Enzensberger: »Baukasten zu einer Theorie der Medien«, in: *Kursbuch*, H. 20 (1970), S. 159–186.
- <sup>44</sup> *Declaration of the Independence of Cyberspace* von Perry Barlow am 8. 2. 1996 <http://homes.eff.org/~barlow/Declaration-Final.html>.
- <sup>45</sup> Jürgen Habermas: »Hat die Demokratie noch eine epistemische Dimension? Empirische Forschung und normative Theorie«, in: ders.: *Ach, Europa*, Frankfurt am Main 2008, S. 18.
- <sup>46</sup> PBS Dokumentation »Generation Like« von Frank Koughan und Douglas Rushkoff am 18. Februar 2014 ([www.pbs.org/wgbh/frontline/film/generation-like](http://www.pbs.org/wgbh/frontline/film/generation-like))
- <sup>47</sup> [www.facebook.com/zuck/posts/10102213601037571](http://www.facebook.com/zuck/posts/10102213601037571); die zitierte Passage nach einer Frage von Jeff Jarvis, das Folgezitat nach einer Frage von Arianna Huffington.
- <sup>48</sup> David Kirkpatrick: *The Facebook Effect: The Real Inside Story of Mark Zuckerberg and the World's Fastest Growing Company*, New York 2010, S. 296.
- <sup>49</sup> Friedrich Pütz: »Die richtige Diät des Hörers« (1927) und J.M. Verweyen: »Radiotitis! Gedanken zum Radiohören« (1930), in: Albert Kümmel, Petra Löffler (Hg.): *Medientheorie. 1888–1933. Texte und Kommentare*, Frankfurt am Main 2002.
- <sup>50</sup> Pierre Lévy: »Cyberkultur. Universalität ohne Totalität«, in: *Telepolis*, 23. Juli 1996 ([www.heise.de/tp/druck/mb/artikel/2/2044/1.html](http://www.heise.de/tp/druck/mb/artikel/2/2044/1.html)).
- <sup>51</sup> James Surowiecki beginnt mit dieser Anekdote sein Buch *Die Weisheit der Vielen: Warum Gruppen klüger sind als Einzelne* (München 2005; zuvor als: *The Wisdom of Crowds*, 2004).
- <sup>52</sup> Zur Ich-Schleife vgl. Elli Pariser: *Filter Bubble. Wie wir im Internet entmündigt werden*. München 2012, S. 22; zur Dummheit der Vielen vgl. Surowiecki, ebd.
- <sup>53</sup> Von Ellen Gamerman am 11. Dezember 2014 ([www.wsj.com/articles/when-the-art-is-watching-you-1418338759](http://www.wsj.com/articles/when-the-art-is-watching-you-1418338759)).



- <sup>54</sup> Manfred Schneider: *Transparenztraum. Literatur, Politik, Medien und das Unmögliche*, Berlin 2013; zum gläsernen Menschen der Avantgarde des Internet vgl. Simanowski: *Digitale Medien in der Erlebnisgesellschaft. Kultur – Kunst – Utopie*, Reinbek bei Hamburg 2008, S. 55–61. Zum propagierten »Tod des Künstlers« in den Ästhetiken der interaktiven Kunst vgl. Simanowski: *Textmaschinen – Kinetische Poesie – Interaktive Installation. Zum Verstehen von Kunst in digitalen Medien*, Bielefeld 2012, S. 87–170.
- <sup>55</sup> Grant H. Kester: *Conversation Pieces: Community and Communication in Modern Art*, Berkeley 2004; vgl. die Kritik dieser Position durch Claire Bishop: *Artificial Hells: Participatory Art and the Politics of Spectatorship*, London, New York 2012; dort S. 25 mit Blick auf Kesters Lob der »compassionate identification with the other« in »participatory art«.
- <sup>56</sup> [www.anglizismusdesjahres.de/anglizismen-des-jahres/adj-2011/](http://www.anglizismusdesjahres.de/anglizismen-des-jahres/adj-2011/)
- <sup>57</sup> [www.facebook.com/vodafoneDE/posts/10150952976257724](https://www.facebook.com/vodafoneDE/posts/10150952976257724)
- <sup>58</sup> [www.youtube.com/watch?v=gwBN69-esPs](https://www.youtube.com/watch?v=gwBN69-esPs)
- <sup>59</sup> Tapio Liller: »Tierschützer machen mobil gegen EM-Sponsoren – eine Analyse«, am 25.11.2011 unter: <http://t3n.de/news/tierschuetzer-mobil-gegen-em-sponsoren-analyse-346053>
- <sup>60</sup> Oliver Links: »Im Auge des Shit-Stürmchens« in: *Brand Eins* 2/2012, S. 94–99, hier: 98 ([www.brandeins.de/magazin/markenkommunikation/im-auge-des-shit-stuermchens.html](http://www.brandeins.de/magazin/markenkommunikation/im-auge-des-shit-stuermchens.html)).
- <sup>61</sup> Liller, Tierschützer (wie Anm. 60).
- <sup>62</sup> *Handelsblatt* am 22.11.2011: »Adidas hat Ärger im Netz«; *Fokus* am 25.11.2011: »Tierschützer bezichtigten Ukraine der Lüge«.
- <sup>63</sup> Colin Crouch: *Post-Demokratie*, Frankfurt am Main 2008, S. 141.
- <sup>64</sup> Blumenberg, Schiffbruch (wie Anm. 6).
- <sup>65</sup> [www.sueddeutsche.de/bildung/universitaeten-stoersaal-1.2806877](http://www.sueddeutsche.de/bildung/universitaeten-stoersaal-1.2806877); Michael Schudson: *The Good Citizen: A History of American Public Life*, New York 1998.
- <sup>66</sup> [www.zeit.de/politik/ausland/2015-07/russland-trolle-enthuellung](http://www.zeit.de/politik/ausland/2015-07/russland-trolle-enthuellung)
- <sup>67</sup> Thomas H. Davenport, D.J. Patil: Data Scientist: The Sexiest Job of the 21st Century, *Harvard Business Review*, October 2012 (<http://hbr.org/2012/10/data-scientist-the-sexiest-job-of-the-21st-century/ar/1>).
- <sup>68</sup> Wilhelm Bölsche: *Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie. Prolegomena einer realistischen Ästhetik*, Leipzig 1887.
- <sup>69</sup> Jaron Lanier: »The Hazard of Nerd Supremacy. The Case of WikiLeaks«, in: *The Atlantic* am 10. August 2011.
- <sup>70</sup> Sascha Lobo: »Das Nerd-Dilemma«, in: *Spiegel-Online* am 10. April 2012. ([www.spiegel.de/netzwelt/web/sascha-lobos-kolumne-zu-piratenpartei-und-internet-nerds-a-826515.html](http://www.spiegel.de/netzwelt/web/sascha-lobos-kolumne-zu-piratenpartei-und-internet-nerds-a-826515.html))
- <sup>71</sup> Martin Fuchs: »Automatisierte Trolle. Warum Social Bots unsere Demokratie gefährden«, in: *Neue Züricher Zeitung* am 12. September 2016 ([www.nzz.ch/digital/automatisierte-trolle-warum-social-bots-unsere-demokratie-gefaehrden-ld.116166](http://www.nzz.ch/digital/automatisierte-trolle-warum-social-bots-unsere-demokratie-gefaehrden-ld.116166)). Fuchs berichtet unter anderem über den 18-jährigen Amsterdamer Schüler Lennart V., der gegen Geld Chat-Bots programmiert, die im Internet unerkannt und glaubhaft bestimmte politische Positionen vertreten.
- <sup>72</sup> Thomas Thiels Bericht von der Hamburger Jahres-

- tagung der Digital Humanities: »Meint der jüngste Aufschwung der Digital Humanities den Machtantritt des Nerds in den Geisteswissenschaften?«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am 24. Juli 2012.
- <sup>73</sup> [www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/facebook-aftenposten-chef-espen-egil-hansen-kritisiert-mark-zuckerberg-per-brief-a-1111551.html](http://www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/facebook-aftenposten-chef-espen-egil-hansen-kritisiert-mark-zuckerberg-per-brief-a-1111551.html). Für weitere Eingriffe der Facebook-Administratoren vgl. Johannes Boie: »Zensur in sozialen Medien. Wie Facebook Menschen zum Schweigen bringt«, *Süddeutsche Zeitung* am 22. August 2016 ([www.sueddeutsche.de/digital/zensur-in-sozialen-medien-wie-facebook-menschen-zum-schweigen-bringt-1.3130204](http://www.sueddeutsche.de/digital/zensur-in-sozialen-medien-wie-facebook-menschen-zum-schweigen-bringt-1.3130204)) Facebook hat nach dem öffentlichen Protest gegen die Löschung des Vietnamkriegsfotos (durch einen Mitarbeiter) dieses auf seiner Plattform wieder zugelassen.
- <sup>74</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Emoticon>. Der Originaltext im Englischen: »I propose that the following character sequence for joke markers: :-) Read it sideways. Actually, it is probably more economical to mark things that are NOT jokes, given current trends. For this, use :- («
- <sup>75</sup> Aaron Koblin: »Data Visions – Think with Google« ([www.thinkwithgoogle.com/articles/data-visions.html](http://www.thinkwithgoogle.com/articles/data-visions.html)); Laurie Frick: »Data Artist« ([www.youtube.com/watch?v=DXtSXYIHjcg](http://www.youtube.com/watch?v=DXtSXYIHjcg))
- <sup>76</sup> William Davis: »Mark Zuckerberg and the End of Language«, in: *The Atlantic* am 11. September 2015 ([www.theatlantic.com/technology/archive/2015/09/silicon-valley-telepathy-wearables/404641](http://www.theatlantic.com/technology/archive/2015/09/silicon-valley-telepathy-wearables/404641)).
- <sup>77</sup> [www.buzzfeed.com/mathonan/why-facebook-and-mark-zuckerberg-went-all-in-on-live-video?utm\\_term=.uykK2J3ko#.bwJovAM97](http://www.buzzfeed.com/mathonan/why-facebook-and-mark-zuckerberg-went-all-in-on-live-video?utm_term=.uykK2J3ko#.bwJovAM97)
- <sup>78</sup> Jean Baudrillard, *Fotografien 1985–1998*, Ausstellungskatalog, hg. v. Peter Weibel, Ostfildern-Ruit 1999, S. 24 und 22.
- <sup>79</sup> Sandberg in der *Times* am 20. Mai 2010 (<http://content.time.com/time/magazine/article/0,9171,1990798-3,00.html>); Zuckerberg am 26. September 2015 (<http://indianexpress.com/article/technology/tech-news-technology/mark-zuckerberg-calls-for-universal-internet-access-at-un-summit>)
- <sup>80</sup> Nummer 136 in der Zählung der Lafuma-Ausgabe (*Ceuvres complètes*, hg. v. Louis Lafuma, Edition du Seuil, Paris 1963) bzw. Nummer 139 in der Zählung der Brunschvicg-Ausgabe (bzw. *Opuscules et Pensées*, hg. v. Léon Brunschvicg, Paris 1897).
- <sup>81</sup> Gianni Vattimo: *Jenseits vom Subjekt. Nietzsche, Heidegger und die Hermeneutik* (aus dem Italienischen von Sonja Puntscher Riekmann), Wien, Graz 1986, S. 17 [Milano 1985].
- <sup>82</sup> Inwiefern Facebook tatsächlich als Praxis einer Theorie kosmopolitischer Gemeinschaft auf der Grundlage nicht etwa geteilter Werte, sondern des Bedürfnisses nach Mitteilung gesehen werden kann, untersuche ich, im Anschluss an Jean-Luc Nancys Gemeinschaftskonzept, in meiner Studie *Facebook-Gesellschaft* (Berlin 2016), S. 146–163.

Folgende Essays dieser Sammlung erschienen zuvor auszugsweise oder in früheren Fassungen in der *Neuen Zürcher Zeitung*: »Der gläserne Mensch« (20. September 2013), »Die digitale Madeleine« (27. Oktober 2016), »Die Schuldfrage: Trump und Zuckerberg« (26. November 2016). Ein Ausschnitt aus »Dialektik der Partizipation« erschien zuvor im *Tagesspiegel* (15. April 2016), »Wie Facebook die Welt rettet« erschien in einer früheren Fassung im *Freitag* (2. Juli 2012).

Dieses Buch ist im wesentlichen inspiriert durch Andreas Huyssens Überlegungen zur Stilform der Miniaturen, *Miniature Metropolis: Literature in an Age of Photography and Film* (2015), sowie seine Schriften zur postmodernen Philosophie und zur Kulturtechnik des Erinnerens.

Erste Auflage Berlin 2017

Copyright © 2017

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Göhrener Str. 7 | 10437 Berlin

info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten.

Satz: psb, Berlin

Druck und Bindung: Art Druk, Szczecin

Umschlaggestaltung nach einer Idee

von Pierre Faucheux

ISBN 978-3-95757-381-0

[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)

